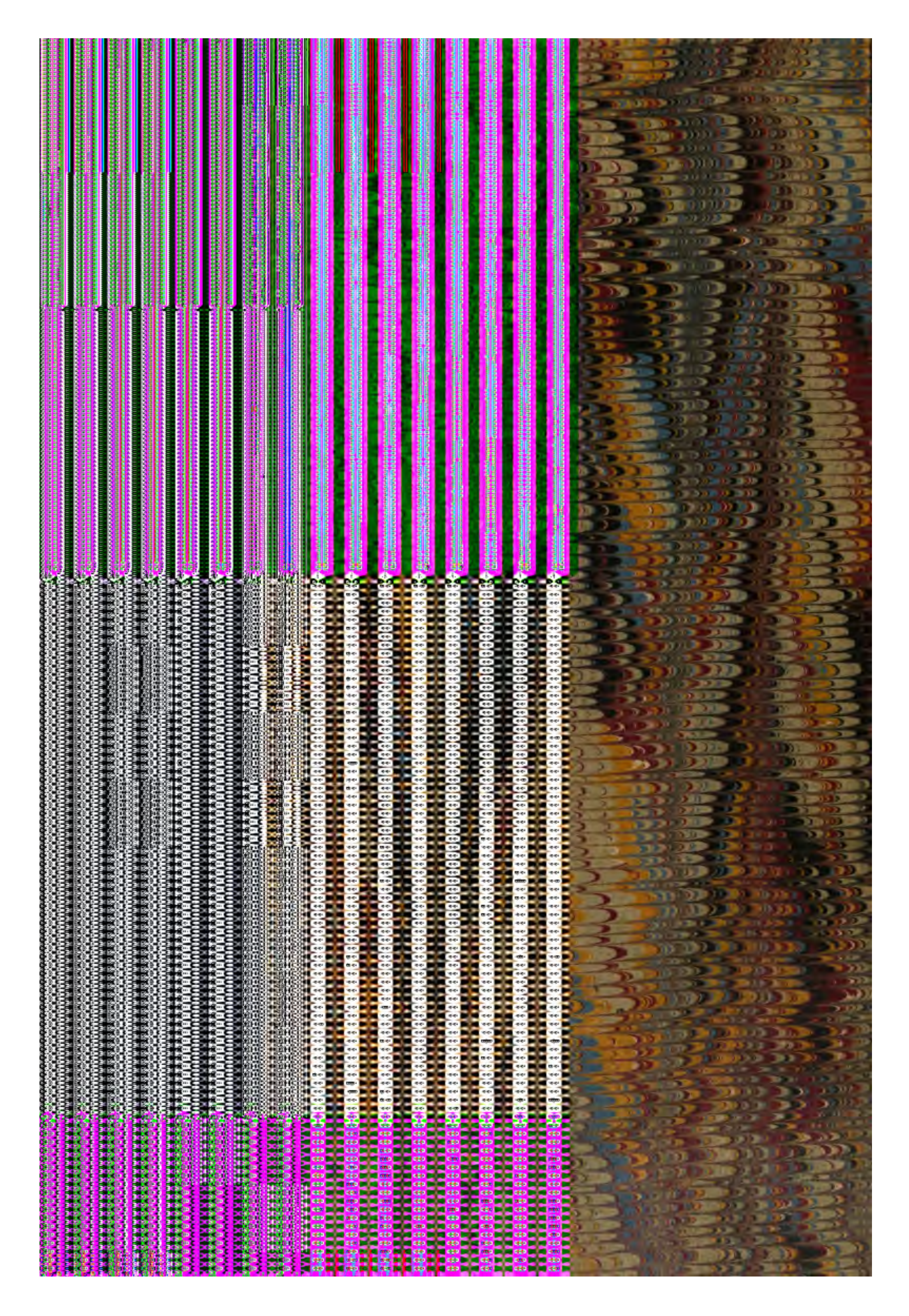
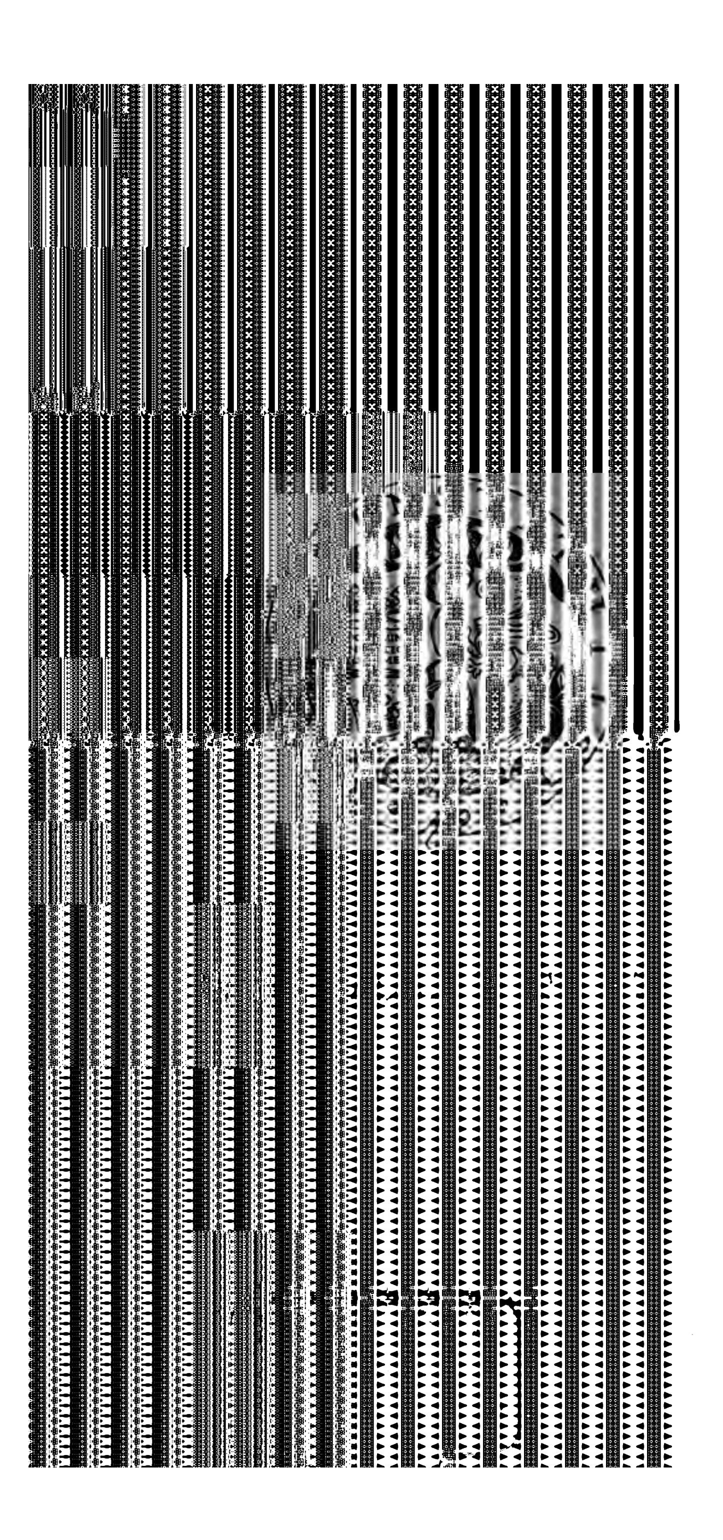
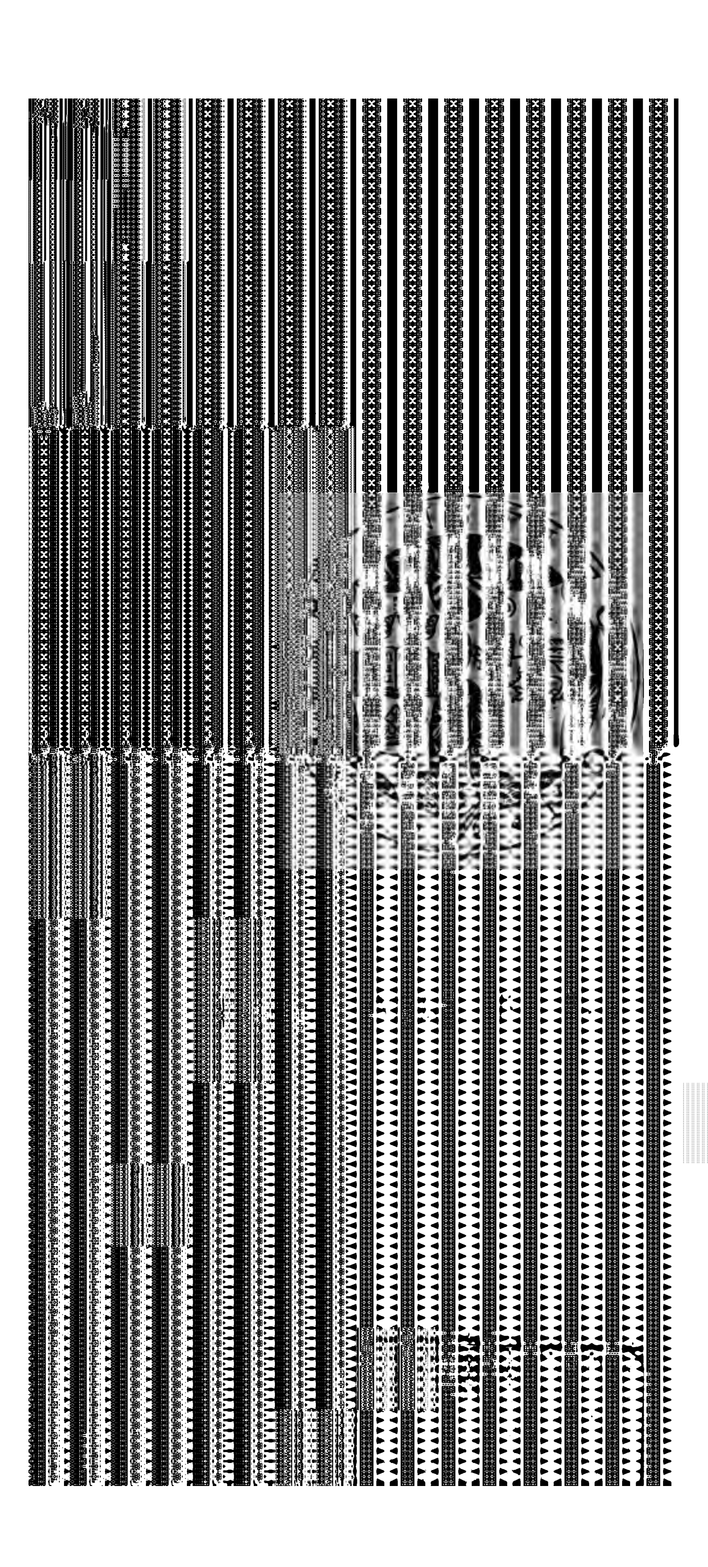








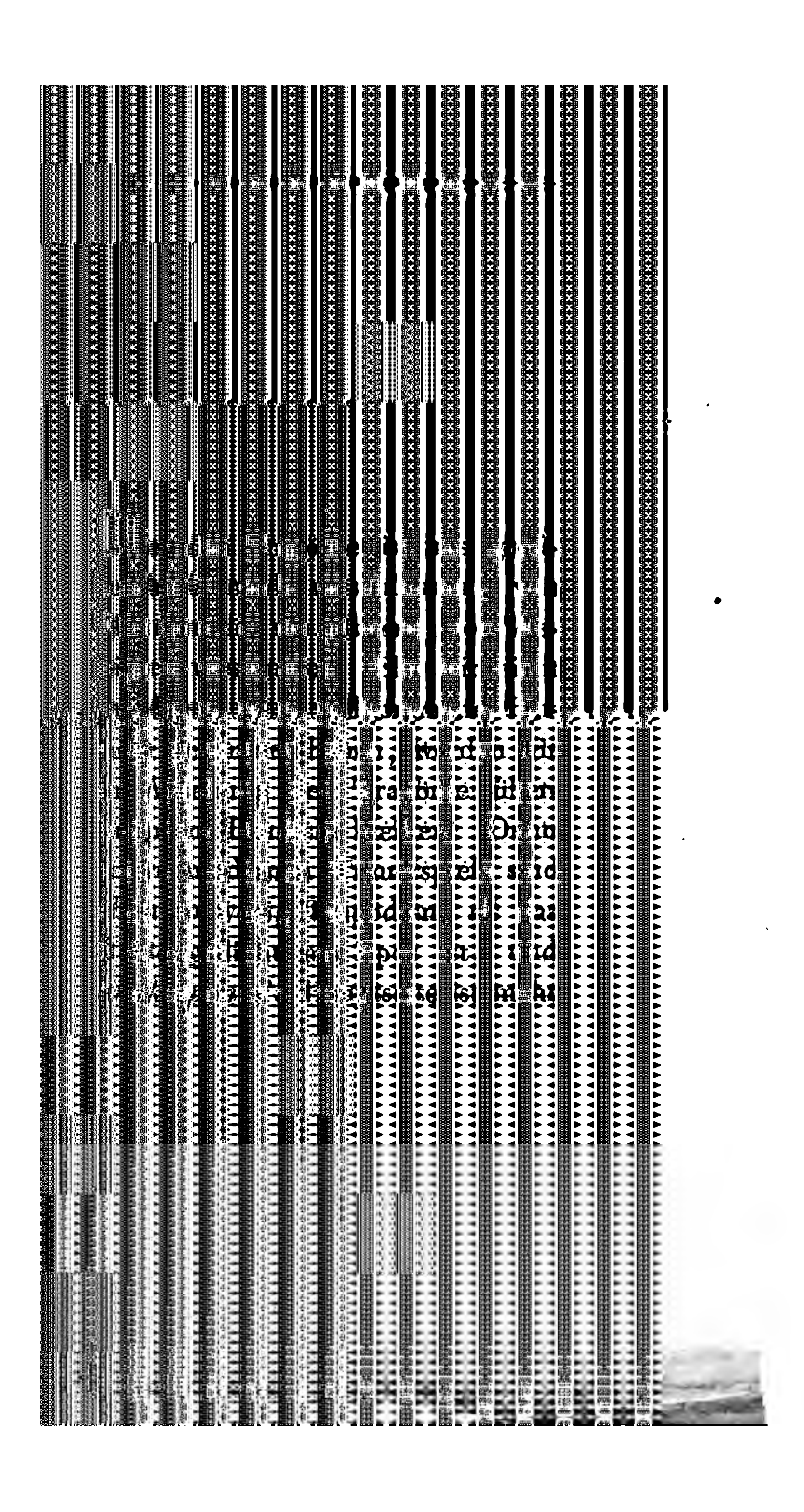
Über Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie.

Von

W. Süvern.

Berlin, 1800.

In der Buchhandlung der Königl. Realschule.



das Romantische, als das rein Tragische.

Der *Wallenstein* war mir bey der Mangelhaftigkeit unserer Kunstlehren Aufforderung, gegenwärtigen Versuch bekannt zu machen.

Er soll nicht Vorläufer eines neuen Systems von Regeln seyn, da ich nur zu gut weiſs, auf welchem groben Miſsverständnisse unsere Kunstlehren und Poëtiken beruhn. Das Einzige, was man thun kann, ist, ein schon vorhandnes, durch eigne Schöpfungskraft erzeugtes Kunstwerk genetisch erklären. So hat jedes Gedicht seine eigene Poëtik wie seine eigne Erklärung, und jede Dichtungsart eine allgemeine Theorie ihrer Entstehung, die sich nie in Regeln und For-

meln verwandeln läſst, ohne alle Entfremdung vom Geiste der Poësie. Die Muse wie die Religion sind über alles System unendlich erhaben; beyde sind nur für kindliche Gemüther, wie sie auch nur in diese ihre heiligsten Offenbarungen ergieſsen.

Eben so wenig wünsche ich, daſs er als durchgeführte Kritik angesehen und beurtheilt werde. Als Probe einer gröſsern Schrift über *das tragische Theater der Griechen* mag er gelten, wo man auch ausführlichere Entwickelung und gründliche Bestätigung der hier nur kurz und dürftig angedeuteten *Ideen* erwarten kann.

In Ansehung der Übersetzungen erinnere ich noch, daſs sie nicht

ienen kön-
aue *antike*
Darstellung
käme, wür-
sorgfältiger
nkorrekthei-
, nicht den
gebrauchen,
nge Grund-
mir selbst
Arbeit ganz
.

Εἰκῆ γὰρ κατηγορεῖν ἀνδρὸς παλαιῶν ἔργ' ἐστι.

Schol. Sophocl. ad Aiac. v. 815.

Jedes ächte Kunstwerk beruht, wie alles Organische, auf *einem* Mittelpuncte, einem *Triebe*, von welchem sein ganzes Leben und seine Bedeutsamkeit ausfließen, aus welchem das Ganze sich *bildet*, und zu welchem alle seine Theile wieder zurückdrängen. Diese seine Beschaffenheit, nach welcher sich Alles vollständig und bestimmt aus einem solchen Puncte, durch einen sol-

chen Trieb, organisirt hat, und auf ihn allein auch wieder zurückweiset, nach welcher es sich weder disseits noch jenseits des Wirkungskreises desselben ausdehnt, sondern gerade diesen ausfüllt, macht seine *ästhetische Einheit und Selbstständigkeit* aus.

Diesen *einen* Punct des Lebens gefunden, ihn in der Anschauung klar aufgefaſst, und in seinem Bildungsgange verfolgt zu haben, heiſst, *ein Kunstwerk verstehen.* Ohne dies ist kein ächtes Verständniſs desselben möglich; und nur wer seine Organisation so ab- und zurückzuleiten vermag, ist berufen, es zu *erklären.*

Wie dies geschehe, und durch welche Functionen des Geistes es bewirkt werde, hätte eine *allgemeine Hermeneutik* nachzuweisen, die wir bis

jetzt in diesem Sinne noch nicht kennen. – So viel können wir sehn, daſs man durch Selbstthätigkeit des Geistes (welche von der Thätigkeit des Künstlers nur darin unterschieden ist, daſs dieser völlig frey schaffend, der Beschauer hingegen, geleitet durch das beschauete Werk und folgend jener freyen Thätigkeit, *bildet*) das Kunstwerk in sich gleichsam *producire*, sich so auf den Punkt hebe, aus welchem es hervorwächst und man in sein inneres Geheimniſs blicken kann, und es in allen seinen Zweigen begränzt sich zur Anschauung hinstelle.

Ist dies gelungen und gehörig durchgeführt, so ist die Einsicht in das Kunstwerk *an* und für sich abgeschlossen, und dies ist die *erste Stuffe* des Verstehens.

Daſs auf dieser jeder stehe, welcher sich Beurtheilung desselben anmaaſst, ist das Geringste, was der Autor, der Künstler fordern kann. Er kann darauf dringen, daſs man das beschauete Werk rein und unverfälscht, wie er es gegeben, vor den Augen seines Geistes entwerfe, daſs man so viel Gewalt über sich gewinne, es gänzlich abgetrennt von seinen subjectiven Gefühlen, Ansichten, Meinungen zu betrachten, und aus sich selbst zu beurtheilen; und daſs, wer dies nicht vermag, oder gar nicht versteht, was es heiſse, sich seines Urtheils geziemend bescheide. Und ohne Widerrede darf der würdige Autor Anspruch machen, daſs man eher strebe, sein Werk aufs Würdigste zu verstehn, sich zu ihm zu erheben, als man sich vermesse, über

irgend etwas, seinem Gaumen nicht gleich Behagliches, zu richten.

Ob eine solche Bescheidenheit, die einzig zur Wahrheit führen kann, jetzt häufig zu finden sey, und die Kunst demnach, welche mit so herrlicher Vorbedeutung unter den Deutschen ihr Haupt zu erheben anfängt, einen gedeihlichen Boden, den ehrfurchtsvollen und anspruchlosen Sinn antreffe, der ihr gebührt, darüber entscheide nicht ich, sondern die Erfahrung selbst. Dem Hohen Göttlichen nähert man sich mit der nämlichen Keckheit, wie dem Niedrigen, Gemeinen; der leichtfertige Beyfall klebt mit ärmlicher Genügsamkeit am Staube, wie der kleinliche Tadel; durch Hülfe einer mifssüchtigen Kritik verwandelt sich schnell das grofse Ideal im Sinne

der Menge in die gemeinste Alltäglichkeit, und mit Wehmuth mag man wohl sprechen: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ Darum ruht auch in den edelsten Meisterwerken die Blume der Kunst ihren Augen verborgen, wie die Antike in dem geweihten Boden Hesperiens! — über ihm wandeln die Sterblichen hin, ohne das Leben zu ahnen, das geheimnifsvoll unter ihren Füfsen schlummert.

Doch giebt es noch eine *höhere Stuffe*, die aber, wie jene erste, durch keine Lehre und Unterweisung erreichbar gemacht werden kann, wo du von dem Geiste des Werkes zu dem seines Schöpfers selbst geleitet wirst, in ihn eingehst, und ihm mit reinem Gegenklange antwortest. Denn im innersten Leben empfängt jeder ächte Künstler,

bilde er nun in Rede, in Marmor, in Tönen, oder worin es sey, den Keim seines Werks, und nicht sorgsamer und zärtlicher hütet die Mutter das Kind in ihrem Schoosse, als er ihn pflegt und tränkt bis zur Zeit der Enthüllung. Dann blühet es auf in seiner Pracht: der Geist sucht den Punct, worin es mit seinem Leben zusammenhing, dringt bis wo der Keim zuerst entspross, und st nun eingeweiht in des Schöpfers Allerheiligstes.

Hier ist die *Vollendung* des Verstehens, das Werk gleichsam zu belauschen in den zarten Fasern, wodurch es mit dem mütterlichen Boden verwachsen war, aufzuzeigen, wie es entstand und durch welche Kräfte es sich bildete. Denn so verstehst du nicht bloss das Werk mehr, sondern den

Künstler selbst, in dessen Geist und geheimstes Dichten du eingehst, oder vielmehr es in dich selbst aufnimmst. Jetzt erst hebt das vollständige Erklären an, jetzt ist man im Stande, die Bildung der einzelnen Theile, ihr Ausbreiten und Zusammenfliessen nicht bloss, sondern des ganzen Werkes, *genetisch* nachzuweisen, es schwebt klar und hell vor uns und entfaltet sich in seiner Fülle vor unsern Augen.

Und da liegt auch allein höchster Kunstgenuss, Quelle ächter *Kritik*, welche den Bahnen des Geistes zu folgen, darum weit vorauszusehn, zu diviniren, zu ergänzen vermag. Denn das ist das Streben jedes zur Selbstbildung erwachten Menschen, immer mehr sich bewusst zu werden, wie sein ganzes Geschlecht in ihm vereinigt sey, das heisst

so wie die Gesetze seiner Bildung aufzuzeigen, so alle Erscheinungen zu verstehn und zu erklären, die es je nach denselben hervorbrachte, welches doch ohne Zweifel nur in und durch uns selbst möglich ist. Und in jedem einzelnen Falle, wo es gelungen, fühlt man sich eingetaucht in das Meer des ewigen Webens und Schaffens, das schnell verblühete Leben des Künstlers grauer Vorzeit wacht neu in dir auf, und die Saite der Liebe, die von Anbeginn tönte, hallt in deiner Brust wieder.

Weil aber hiebey alles auf leises reinbares Gefühl und unmittelbare Anschauung ankommt, so wird jeder Versuch einer Beschreibung oder Erklärung doch gegen diese matt und fruchtlos seyn.

Das Leben, der Geist des Werks will und kann nur gefühlt und geschaut werden, er schwindet und stirbt, sobald er dem Begriffe unterthan wird. Will man ihn bestimmt denken, so geschieht das freilich nicht anders als durch Hülfe des Begriffs; nur wird man nicht wähnen, daſs in diesen die Glut des Lebens könne gebannt, in ihm der Geist voll und treffend dargestellt und mitgetheilt werden. Allenfalls nur durch eine neue Kunstbildung könnte man eine schon vorhandne wiedergeben wollen, die Anschauung in Musik, die Musik in Anschauung übersetzen, wie die alten Bildhauer in Marmor die Gruppen der Tragödie darstellten, alte Dichter in Epigrammen und die Neuern in Sonetten auf Kunstwerke, zart und leise den Geist aushauchten,

welcher aus diesen zu ihnen übergeströmt war. Aber da findet sich jene erste Schwierigkeit wieder; aus dem Kreise derer, die schon innern Beruf mitbringen, tritt das Werk nie heraus.

Wer es demnach unternimmt, ein Kunstwerk zu beschreiben, zu erklären, der versteht sich selbst nicht, wenn er es in irgend einer andern Absicht thut, als diejenigen, welche es schon kennen, oder noch kennen lernen werden, aufmerksam zu machen auf den Standpunct, wo sie vielleicht das Leben, die Bedeutung desselben fassen mögten, um sie alsdann eben so in sich selbst wieder aufzunehmen. Nur andeuten, fein berühren kann man, nicht aber die erfoderliche Selbstthätigkeit durch noch so consequentes Raisonnement hervorbringen.

In dieser Meinung wage ich den schwachen Versuch, über eine sehr erfreuliche Erscheinung unsrer Zeit, den *Wallenstein*, zu reden. Nicht eine ausführliche Entwickelung desselben wird man, nach dem Gesagten, von mir erwarten; nur seine Umrisse anzudeuten, die Hauptfäden bemerkbar zu machen, an denen das Ganze hängt und fortläuft, werde ich mich bemühen, wobey ich Gelegenheit nehmen werde, etwas weiter in das Feld der tragischen Dichtung überhaupt einzugehn.

George Forster äußerte in seinen Ansichten die Behauptung, jeder Kunstbildung liege eine Geistesschöpfung aus abgezogenen Begriffen zum Grunde, nach welcher der Künstler im

Materiellen wirke, und sein Werk sey eigentlich die Ausströmung des metaphysischen Reichthums, den er sich aus unbefangnen Anschauungen der Natur erworben.

Ohne Zweifel entstand ihm diese Meinung aus dem sehr richtigen Gefühle des wahren Wesens ächter Kunst, des Princips, wodurch sie so mächtig wirkt, und, bey seinem feinen offenen Sinne, auch ihn vor Allen zu ergreifen im Stande seyn konnte. Allein durch eine unvermerkte Täuschung trug er den metaphysischen Begriff, vermittelst dessen er selbst sich diesen Effect zu denken versuchte, auf den Künstler über, und legte ihm als leitendes Regulativ unter, was eigentlich nur schwache Übersetzung einer höhern Anschauung war.

Denn allerdings liegt der Ursprung des Kunstwerks in dem Übersinnlichen, gleichsam in dem Herzen der Welt, so wie eben da auch sein Ziel ist. Hier, in dem Vaterlande der Menschheit, ist der Künstler heimisch nicht durch Begriffe, sondern durch That, durch lebendiges Gefühl. Der mächtige Urtrieb nach Unendlichkeit und Göttlichkeit, welcher auf einmal in seiner ganzen Kraft sich nicht ausbreiten kann, wird *strebend*, neigt sich zum *Bilden* überhaupt, indem er entweder durch Handeln im Leben sich Luft macht, und aus sich eine Welt schafft durch allmäliges Gestalten; oder in den Offenbarungen heifser Sehnsucht einen Tropfen seines Feuers auf die entzündbare Phantasie wirft, und in ihr sich eine Gestalt bildet, in welche er sein gan-

zes Wesen zaubert, und die Ahnungen eines höhern geistigen Daseyns niederlegt. Nur durch seine Ruhe und Harmonie entsteht Schönheit der Form, Ebenmaaſs der Verhältnisse, nur durch ihn tritt Leben in die Gestalt, welche die Geschicklichkeit der Hand auch vor dem Auge des Leibes entstehn läſst, in welcher unser innigstes Sehnen ruht, *weil* sie uns den Blick in eine Welt öffnet, von wo sie ausgeht, und wohin wir ewig streben; in ihr begegnet sie uns. Musik ist das Erste und Höchste! Als in diese nach dem Sturme wilder Leidenschaften das Gemüth aufgelöst war, und ruhiges Sinnen folgte, verwandelten sich ihre nur fühlbaren Harmonieen *auch in* Rhythmus fürs Auge, und der leise *Gesang* der Seele begleitete das klare Anschauen, das leicht über die Form hinglitt!

Aber gerade hier ist die große Gränzscheidung zwischen Alten und Neuern, wenigstens in Ansehung der Poësie. Wenn jene ohne alles ihr Zuthun, nur durch heilige Begeisterung der Götter geweiht, der Lyra Töne entlockten, und von ihnen auf den unwandelbaren Stuffen der Menschheit zur Vollendung geleitet, in ihren Schöpfungen eben so viele treue Abbildungen derselben aufstellten; so folgten diese dem Wege, den sie sich mit Willkühr nach den Erkenntnissen des Verstandes vorzeichneten.

Denn als man anfing, über das Vorhandne zu forschen, wurde zuerst die Einheit und freye Bildungskraft des Geistes gestöhrt. Die *bloß theoretische* Vernunft nemlich, findet nur Wahrheit, wenn sie das rechte Object

ergreift, das aus der lebendigen practischen Quelle entspringt, und ist sie einmal thätig, so keimt, nach langem vergeblichem Suchen nur aus neuer Vereinigung mit dieser der Anfang höherer Vollendung. Nichtig hingegen ist alles, was nach Zwecken hervorgebracht ist, die aus ihrer Trennung entstanden. Darum konnte bisher so wenig eine allgemeingültige Theorie der Kunst möglich seyn, als ein ächtes Kunstwerk hervorgehn, wenn man nach Regeln arbeitete, die man von den Alten abstrahiren wollte, ohne doch ihren Geist zu fassen.

Bis endlich der Mensch, von einer geläuterten Philosophie geleitet, in sein Innerstes einkehrte, dort das wahre Object alles Handelns und Dichtens fand, die Urbilder der Alten hier wieder erkannte. Von jetzt an ist es nicht

bloſs möglich, die Alten herzustellen, sondern, da die Flur entdeckt ist, wo ihre Blumen wuchsen, noch einen reicheren volleren Kranz davon zu sammeln.

Von den neueren Dichtern, einige romantische ausgenommen, kann also auch Forsters Ausspruch gelten. Nur daſs die Natur, aus welcher sie ihre Anschauungen sich erworben, die idealische in ihnen selbst, der Schlüssel zu der Allegorie der äuſsern, ist, und die Begriffe sich doch wieder in Einheit, zum ungetheilten Gefühle der ganzen Menschheit verschmelzen müssen, wenn man an den Kunstwerken nicht das Bedachte, das nach Zwecken Berechnete, das *Rhetorische*, bemerken soll, welches sich schwer verbergen läſst.

Als den Repräsentanten der Neuern in dem eben angegebenen Sinne, kann

man, vornemlich in Ansehung der Tragödie, Schiller betrachten. Die Theorie geht bey ihm der Kunst immer zur Seite, Philosophie, Studium der Alten und der übrigen Meister haben ihn genährt, und die Geschichte hat ihm Stoff gegeben, die Resultate seines Denkens und Sinnens in Bildungen darzustellen.

Seine ersten Stücke haben, wie die meisten Neuern, den Streit der Leidenschaften zum Elemente, und zeichnen sich nur durch Stärke, Kraft und Aufserordentlichkeit aus. Im Carlos sind die Spuren der Philosophie unverkennbar, die Leidenschaften wirken da nur im Dienste eines höhern Interesse. Auf ein ganzes im Joche des Aberglaubens und Despotismus seufzendes Jahrhundert, und das mächtig entgegenwirkende Streben der Menschheit

werden unsre Blicke gerichtet; und nicht sowohl die unglückliche Liebe, das Opfer der Freundschaft, als die zerstöhrte Blume rührt uns, die ein hervorragender Geist pflanzte, die Erwartungen und Hoffnungen der Menschheit in ihr zu zeitigen.

Welchen Zweck der Dichter bey diesem Stücke vor Augen gehabt, sagt er selbst: „Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten seyn müssen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaft waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehn, mit Licht und Wärme zu beselen, und als wirkende Motive in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Lichte zu zeigen.“

Mag ihm dies auch noch so gut gelungen seyn, so ist das Ganze doch noch nicht Tragödie. Denn diese hat keinen *didactischen* Zweck, und wenn er auch auf Praxis geht; Darstellung von *Handlungen* ist ihr Hauptzweck, und nicht jede Handlung, die sich in Trauer endigt, ist schon tragisch. — Dazu wird sie mehr durch eine gewisse Beschaffenheit, durch ihre Materie, und diese Beschaffenheit ist nicht eben ihr moralischer Ursprung oder Tendenz, sondern eine andre, die sich im Verfolg ergeben wird.

Nur eine tragische *Spur* möchte ich hier entdecken und zwar im *Posa*, welcher durch eignes Handeln sich selbst seinen Fall herbeyführt. Doch treibt er ihn zu sehr mit Vorsatz,

wie wenn ihm dies vom Dichter aufgegeben wäre, als dafs er vollkommen tragisch seyn könnte. Nirgends ist der Conflict der Elemente, nirgends die Nothwendigkeit, die ihn so weit drängt, sichtbar, und in dem Augenblicke, wo der Erfolg mit der Entwickelung seines Plans zusammentrifft, erscheint er in der That nur als eine Lieblingsidee, die er als solche bis dahin verfolgt hatte. Es ist mir immer geschienen, als ob das Stück noch eines *Menstruums* bedürfe, das sich leise in ihm regende tragische Princip zu entbinden.

Im *Wallenstein* ist es dargestellt, aber noch nicht genug in Freyheit gesetzt, um so weit zu wirken, dafs es eine ganz vollendete Tragödie bilden könnte. Er ist die erste Spur des Zu-

sammentreffens einer geläuterten Philosophie mit den Vorbildern der Alten; aber hat ihre Höhe noch nicht erreicht. Er kann den Weg zeigen, den man betreten muſs, um zu ihnen zu gelangen, und die Tragödie zu finden.

Der einzelne Mensch, um mich, so viel es hier möglich ist, deutlich zu machen, ist Repräsentat seines Geschlechts. Was im Individuo angedeutet liegt, vielleicht ohne je vollständig zum Bewuſstseyn zu kommen, sieht man im Ganzen entwickelt, ja nichts anders als dies kann sich entfalten; und umgekehrt kann jenes alle die Stuffen zur vollendeten Selbstbildung schnell in sich durchlaufen, deren einzelne sich in groſsen Nationen fixirt und ausgearbeitet finden.

Kein Volk hat sie alle in ihrer natürlichen reinen Folge so erschöpft,

und jede, so voll dargestellt, als die Griechen in den verschiedenen Gattungen ihrer poëtischen Kunstwerke, deren jede Resultat einer Stimmung ist, welche auf dem Wege zur Vollendung liegt. Aus dem leisen Hinschweben der Phantasie, dem zarten Auffassen der Objecte, wie dem ersten sinnigen Erwachen des jugendlichen Geistes, erzeugte sich das *Epos*, leicht die Blumen des Lebens wie sie aufblühn zusammenreihend zu schönen Festons, ohne den Kranz zu vollenden. Mitten in kindlichen Spielen erwachte die heilige Sehnsucht, der Jüngling fing an, sich selbst zu belauschen, ein unbekanntes Ahnen rührte sein Gemüth, in die Freude mischte sich Sehnsucht, und in der Trauer ging ihm ein stilles Lächeln auf — die zarte *elegische* Stim-

mung, welcher bald zwey entgegengesetzte sich enrwanden. Entweder das Sehnen wurde befriedigt und willig schmiegte sich die Natur dem Verlangen des Geistes. Da entwickelte er sich leicht in den Armen der Liebe zur Göttlichkeit, entfaltete ein fröhliches Daseyn, hauchte in *lyrischen* Tönen Seligkeit des Himmels aus, und erwärmte mit Göttergefühl jeden Gegenstand, den er berührte. Oder durch das Gefühl starken Widerstandes wurde er in sich selbst zurückgepreſst. War er kräftig, so trat sein unendlicher Trieb nach Freyheit nun mit voller Macht auf, die schöne Harmonie seines Selbst wurde zerrissen, er brach den Frieden mit der Welt und begann den Kampf mit der Natur, worin er siegen, oder was an ihm Natur war vernichtet



werden mufste, wenn sie nicht gegenseitig zu schönerer Eintracht zürückkehrten, und die *tragische* Stimmung in *lyrische* sich wieder auflöste. *)

Hier liegt der Anfang der *alten Tragödie*. Der Mensch im Widerstreite mit der Natur, Freyheit mit der Nothwendigkeit, ist ihr Element: — Ihr Um-

*) Oder auch in *comische*, die mit dem Leben spielt. Diese war Hauptneigung der Athener, und es läfst sich so leicht erklären, wie sie auf ihre Tragödien in der Aufführung gleich Satyrstücke konnten folgen lassen. Nach diesem ist es möglich, sich mit Willkühr in alle die verschiedenen Stimmungen zurückzuversetsen, von welchen deswegen in jedem einzelnen der neuern Dichter so viele und verschiedenartige sich vereinigen können, als selten bey den Alten.

fang und Ziel wird sich im Folgenden ergeben. — Jene ist dargestellt in ihrem ursprünglichen Streben, sich geltend, den Menschen unabhängig zu machen; diese, ihn an den Augenblick zurückweisend, seine Schranken ihm fühlbar machend, und je heftiger er sich empört, desto mächtiger gegen ihn auftretend.

Also nicht in dem engen Kreise des bürgerlichen Treibens und des kleinen Spiels der Kabale drehet sie sich, wo nur Mensch gegen Menschen — oft auch nicht einmal diese — kämpft, Bösewichter durch List und Ränke die wehrlose Tugend besiegen; auch nicht auf irgend eine Zeit, nicht auf die Drangsaale eines Jahrhunderts, unsern Blick zu richten, ist ihr Hauptzweck! Sie hebt uns *an die Gränzen der Mensch-*

heit selbst, zu der Höhe, wo der Boden unter uns wankt, und wir sinken, wenn wir nicht unsern sichern eigenthümlichen Standpunct zu ergreifen wissen.

Das die Freyheit Beschränkende nannte der Alte *Schicksaal*. Es schwebt über allen Sterblichen, bindet sie unauflöslich mit seinen Stricken, wenn es sie faſst, und selbst Götter sind nur Erklärer und Vollstrecker, nicht Machthaber seines eisernen Zwangs. Wenn Mensch, ohne weitere Bedeutung als seine Figur, gegen Menschen streitet, so sind es nur geringe Kräfte, die einander bekämpfen, der Sieg ohne Erhebung und Freude, die Niederlage sonder tiefe Rührung. Aber hier ringen die beyden Mächte, aus deren Vereinigung des Menschen ganzes Wesen be-

steht. Der Anblick des Kampfes ist schon begeisternd, und, wie für ihn *als* Sinnenwesen der Ausgang auch sey, die Freyheit, welche aus den Trümmern aufsteigt, hebt uns auf ihren Schwingen in die heimischen Regionen unsers Geistes.

Einzig von dieser geht auch alles in der Tragödie aus. Aus der eignen *Brust* des Menschen entspringt sein ganzes Schicksaal, von der Freyheit hebt, wie alle Thätigkeit, auch der Streit mit ihm an. Ruhig wandelt er und in stillem Frieden, so lange er in dem Gleise bleibt, das der Menschheit gezeichnet ist. Sobald er aus ihm herausschwankt, durch eine unvorsichtige *That* unter ihre Gränzen tritt, oder im Gefühle seiner Kraft diese über die Schranken ausdehnen will, innerhalb

deren allein bestehn kann, was hienieden gedeihen soll; da werden auch die Naturkräfte aufgeregt, mit denen sie gepaart ist, er wird unterthan den tückischen Mächten, oder der rächenden Nemesis, deren Wirksamkeit nun kalt und finster unaufhaltsam fortgeht, ihn selbst ohne Rettung umstrickt, und indem sie Unthat an Unthat knüpft, sich fortpflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, bis sie gesättigt und erschöpft ruhet.

So häufen die Helden der alten Tragödie selbst alles Leiden auf ihre Brust, ziehn das Ungewitter über ihrem eignen Haupte zusammen, indem sie sich unvorsichtig über Gebühr gegen die Götter erheben, oder der unschuldige Enkel, hineingezogen in die

Schicksaalsverkettung, die von seinen Urvätern ausging, zu einer Unthat gedrängt wird, deren Ziel er selbst wieder fallen muſs. *Aias* sinkt nicht als Opfer der Kabale der Atreiden und des Odysseus, sondern weil er schon bey seinem Zuge von Salamis durch zu groſses Vertrauen auf menschliche Stärke die Götter beleidigte, und nun der verhängniſsvolle Tag kam, an welchem Athene's Zorn sich sättigte, oder er gelöst war. Nicht die Tücke des *Aigisthos* sind es, die *Agamemnon* erschlagen; schon bey der Abfarth von Aulis, durch *Iphigeneia's* Opferung, hatte er den Saamen dazu ausgestreut, Ilions Fall hatte ihn erhoben höher als Menschen ziemt, nahe daran gränzt sein Untergang, und er hat sich selbst hingegeben dem Plaggeiste, der von

seinem Urvater *Tantalos* an durch sein Geschlecht wüthet. Und der hohe Dulder *Oidipus!* — Er selbst hatte seinen Vater erschlagen, mit seiner Mutter Kinder gezeugt, unwissend und unschuldig, aber einmal dem eisernen Geschicke zum Opfer geweiht, das tückisch sein Haus untergrub. Da ist es also auch nicht Frevel und Schuld, welche sie stürzen. Die That ist ihre, der Wille nicht immer. Ein höherer Richter schwebt über ihnen und spricht sie frey, während die Moral der irrdischen Beschränktheit sie verdammt. Sie traten einmal unvorsichtig in die Reihe der Naturkräfte, vermögen ihre mechanische Causalität nun nicht mehr zu hemmen. Blind begehn sie häufig das Verbrechen und erkennen es erst, nachdem sie von seinen Folgen schon gefesselt sind.

Durch uralte Göttersprüche und Weifsagungen der Seher ist dieser Gang des Schicksaals befestigt. Ihr Verhängnifs wissen die Menschen, aber nicht die bestimmte That deutlich, wodurch sie es herbeyführen werden. Und gerade der ahnungsvolle Zeitpunct, wo sie ringen, es zu entfernen, und durch jede Anstrengung es nur verstärken, ist der Schauplatz der Tragödie. Der Mensch *hält* das Geschick nicht sowohl auf, als er es nur aufzuhalten *strebt;* aber gerade durch dieses Streben beschleunigt er es um desto mehr. Er wähnt, es abgewendet zu haben, und ist schon vermessen in seiner Sicherheit; aber nur dichter hat er sich umzogen. Er reichte selbst die Hand zu der Mine, in der fürchterlich und ge-

heimnifsvoll sein Verderben schlummert, bis die Stunde des Verhängnisses schlägt. Hier bringt jede gehoffte Freude ein neues Leid, dicht und schrecklich grän-zen sie an einander; und jedes Leid ist gröfser als die Erwartung, bis zu dem Augenblicke, wo der höchste ent-scheidende Punct des Kampfes erreicht ist.

Hieraus ist Göthe zu erklären, wenn er im *Meister* das Wesen der Tragödie gegen den Roman mit darin setzt dafs in diesem die Begebenheiten den Menschen treiben und leiten, in jener der Mensch sie aufhalte.

Ein unendlich rastloses Leben und Drängen webt in ihr, das nur so viel hin und wieder einhält, als das Wider-streben gegen das Schicksaal nothwen-dig macht. Jeden Fufsbreit machen

sich die Kräfte gleichsam einander streitig, immer neuer Widerstand und neue Besiegung; und immer höher spannt sich der Mensch, bis er hoch genug steht, um desto grausiger zu fallen. Darum sagen die Alten oft, das Schicksaal blende und erhebe ihn, damit es ihn desto schmählicher stürze. So ist nirgends unthätige *Passivität* vielmehr die regeste *Activität;* und da der Mensch selbst sein Geschick beschleunigt, so hört es auf *Begebenheit* zu seyn und wird *Handlung*. Nichts, als dies, muſs man sich auch bey Aristoteles Worten denken, wenn er spricht: „Das Gröſseste von diesen aber ist die Composition der Handlungen. Denn die Tragödie ist eine Darstellung, nicht der Menschen (d. h. kein Charactergemählde) sondern der Handlungen und

des Lebens, und des Glücks und Unglücks. Denn auch das Glück besteht in Handlung, und der Hauptzweck der Tragödie ist Handlung, nicht Qualität!"

Diese *Antithese* der beyden Welten, die im Menschen sich vereinigen, und welche die alte Tragödie darstellt, wird in ihr vollendet durch die *Synthese* derselben, und sie ist schon in der Mitte geschlossen *noch während* jene herrscht. Zwischen dem Streite der Elemente hindurch tönet lyrisch die Saite der Vereinigung des Göttlichen mit der Natur, und ihres Friedens in der irrdischen Beschränktheit. Der *Chor* dient nicht etwa als Nebenperson, um irgend einen Character als Folie zu heben, oder zu erklären, um ihm Gelegenheit zu geben, sich zu zeigen. — Denn dies ist eben, um es beyläufig zu er-

wähnen, ein Hauptmoment des Unterschieds der griechischen Tragödie von der modernen, *dafs sie immer nur die einzelne, einfache, genau begränzte und ganz individuelle Gruppe ausbildet, die in ein Verhängnifs verstrickt ist.* Fremder Hülfe, Personen, die Intrigue machen, bedarf sie nicht, um jene zu erklären, da sie *organisch und in höchster Fülle der Selbstständigkeit von innen hervorwächst.* — Auch tritt der Chor in der vollendetsten Tragödie, der sophokleischen, nicht als Theilnehmer der Handlung und des Schicksaals auf. In ihm hallen immer die klarsten und feinsten Laute des Geistes zurück, welcher durchs Ganze webt. Es spiegeln sich in ihm die Wege des Schicksaals, er setzt die um ihn her schwankende, mit sich selbst kämpfende Menschheit,

ins Gleichgewicht, lehrt Mäſsigkeit, Bescheidenheit und genügsame Hoffnungen, und zeigt, wie, zwar nicht durch Fügung und Unterwerfung, aber durch besonnenes allmähliges Schaffen, durch Ausfüllen des gegenwärtigen Augenblicks, die Freyheit in Frieden mit der Natur bestehn könne. In ihm schwebt die Harmonie der Menschheit, der Mittelstand, den man erkennen und bedenken soll; auf beyden Seiten keimt Unheil, hier gewaltsame Zerstöhrung, dort Niedrigkeit und Verwerfung, in ihm bescheidne Gröſse, Ruhe und Frieden.

Und darum ist sein Gemüth oft so tief und blickt ins innerste Wirken der Schöpfung, sein Sinn reizbar, zart und empfänglich. Das erste vornemlich im Aischylos. Denn in ihm stehn die

beyden Massen schroff und stark gegen einander; deswegen muſs der Chor auch immer so gewaltig tief fassen und kühne Griffe thun, die beyden Enden zu vereinigen. Seine Gesänge tönen darum hervor, wie aus den Fernen einer andern Welt, und gleich Göttersprüchen. (Sortilegis non discrepuit sententia Delphis. Horat.) Sophokles Chor ist mild und sinnig, von ihm geht das innig stille Leben, der sanfte Hauch mit aus, der Anmuth und Milderung über die oft schauderhafte That webt. Mitten unter den Stürmen wallet Meeresstille in seinen Gesängen, er labt durch Blicke der Ruhe auf friedliche Eilande, auf die Wonne der Liebe und die schönen Tage vergangener Zeiten, und indem er oft eine Blüthe entflohenen Glücks und heiterer Jugendjahre,

des zärtlichsten Sehnens gerade vor den Augenblick der Entscheidung hinpflanzt, erregt er die heiligste Wehmuth. Euripides Chöre sind in sich schön, stehn aber mit den Tragödien selbst in geringem Zusammenhange, und sind fast Blumen zum Putz.

Zu diesem Chore waren Gemüther nöthig, in welchen die Eintracht noch nicht gestöhrt, oder schon wieder hergestellt war. Darum besteht er entweder aus Greisen, oder wenigstens gereiften Männern, welche durch lange Übung und mancherley Ungemach eine väterliche Ansicht des Lebens gewonnen haben, bey warmen Herzen; oder aus jungen Mädchen, in deren Seele unbefangen, unschuldig und bewufstlos die vereinten Kräfte schlummern, und nur der eine reine harmonische Ton

des Lebens hallt. Von Weibern kommt deswegen vorzüglich die Jungfrau vor:

Denn in dem mütterlichen Boden nährt
Sie, ein junges Reis, sich; nicht
die heiſse Glut
Des Gottes, Regen drängt es nicht
und Sturm,
In kummerfreyem Leben sproſst es auf!
Bis wo, statt Jungfrau, Weib sie
wird genannt,
Und nimmt der Sorgen Theil in einer
Nacht,
Sey's um den Mann, sey's um die
Kinder fürchtend.

Sophokles.

Ein solcher Chor mag nun auch wohl ahnend und wahrsagend seyn, wie er es vornemlich bey Aischylos ist. Denn ist die alte Tragödie überhaupt religiös, so ist sie es hauptsächlich durch

Divination. Ahnung aber ist nur umgekehrte Erinnerung; der grofse, offene, helle Geist greift leicht der Reihe der Erscheinungen seiner innern Welt zuvor, und das ruhige, reizbare Gemüth fühlt leise, was auf seinem geraden, unschuldigen Pfade ihm widerstrebt, und ahnet bang im Herzen, was die Lippe oft nicht prophezeihend reden kann. Dafs solche Ahnungen Wirkungen hervorbringen sollten, daran dachte nicht der alte Tragiker, denn er berechnete nicht den Effect. Aber in der Welt, wohin er seine Stücke setzt, erfolgen sie ganz natürlich, und wenn sie noch überdem die Sele des Zuschauers in stiller Erwartung sammelten, und zu hohen Gefühlen stimmten, so durfte er nur um so sicherer hoffen, dafs sein ganzes Werk würdig aufgenommen werde.

Das Gesagte wird hinreichend seyn, zwar noch nicht, sich eine vollendete Anschauung der alten Tragödie zu entwerfen, aber doch, die Hauptpuncte, auf welchen der Wallenstein beruht, zu verstehn. Denn bis dahin, scheint mir, hat er sie gröſstentheils erreicht; ihren Umfang aber nicht gefaſst. *Eine groſse, ungeheure That wird durch die Verkettungen des Schicksaals herbeygeführt, dessen Zorn der Held selbst aufforderte, nicht durch ein niedriges schlechtes Herz, sondern durch ein Übermaaſs der Kraft und das Zusammengreifen der Umstände zu einer Handlung gedrängt, welche sein ganzes Haus und alle, die an ihn gebunden sind, Schuldige und Unschuldige, in ihre Folgen verstrickt.* An Selbsständigkeit gleicht er der alten, an weit um sich greifender schauderhafter Wirkung der shakespearischen Tragödie.

Bey dem Geiste muſs das Drama gefaſst werden, der von Wallenstein ausgeht, einem Helden, in welchem der Urgeist in mächtigem Leben aufstrebt der eine Welt im Busen trägt und ein Gefühl unerschwinglicher Kraft. Selbst über der irrdischen Gemeinheit erhaben, wie die Sterne über der Erde, knüpſt er diese Kraft, die er in seiner Brust greiſt, an jene himmlischen Gewalten, und bannt das ihm Eigenste an das Fremde, dessen Allmacht der Glaube der Zeit geheiligt hatte. Wer das *in ihm* Aberglauben nennt, der hat kein Organ für den groſsen Weltsinn, welcher in dem Helden liegt. Es giebt sogenannten Aberglauben, dessen nicht jeder fähig ist. Er entspringt aus dem zartesten kindlichen, oder dem glühenden mächtigen Geiste; die Religion

wird bildend, und ein Herz voll warmen Lebens webt sich selbst aus sich hinaus, vergöttert sich in der Natur rund um sich her, und glaubt in lieblicher Täuschung, es ströme der Quell ihm von freundlichen Mächten zu, der in seinen eignen innersten Adern entspringt. Aus diesem lebendigen Glauben entstanden zuerst die Gottheiten aller Religionen. Ein *Dichter* war es, der zuerst in dem schattigen Baume, in der rieselnden Quelle ein lebendiges Wesen erblickte; ein *Dichter* der Weise, der der Vollkommenheit Urbild mit einem Lichte umwob, dazu kein Mensch kommen kann. In dem gefesselten Sinne, im todten Herzen der Menge, die mit hohlen Formeln spielt, entstand erst der Aberglaube. Wer die religiösen Dichtungen würdig verstehn will, muſs

selbst der Religion fähig, sein Herz erwärmt, sein innerer Mensch erschaffen seyn. Darum nimmt den Herzog auch treu die reine Seele, der *Max Piccolomini,* welcher durch Liebe erweckt, durch Liebe zur Andacht, zum Glauben an Götter belebt ist:

Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer!
Wie er sein Schicksaal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Und daſs *Illo* und seines Gleichen diesen Glauben schmähen, daſs sie täuschend sprechen:

In deiner Brust sind deines Schicksaals Sterne!

das ist wahrlich nicht die Frucht eines erhellten Geistes, vielmehr eines noch völlig blinden, der Niedrigkeit worin sie sich herumtreiben. Wallenstein erklärt ihm dies herrlich in seiner Sprache:

Du red'st wie du's verstehst! wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — dir stieg der Jupiter
Hinab bey der Geburt, der helle Gott,
Du kannst in die Geheimnisse nicht schauen.
Nur in der Erde magst du finster wühlen
Blind wie der Unterirrdische, der mit dem bleichen
Bleyfarbnen Schein ins Leben dir geleuchtet.
Das Irrdische, Gemeine magst du sehn,

Das Nächste mit dem Nächsten klug
verknüpfen,
Darin vertrau' ich dir und glaube dir!
Doch was geheimnißvoll bedeutend
webt
Und bildet im Abyssus der Natur,
Die Geisterleiter, die aus dieser Welt
des Staubes
Bis in die Sternenwelt mit tausend
Sprossen
Hinauf sich bau't, an der die himm-
lischen
Gewalten wirkend auf und nieder
wandeln —
Die Kreise in den Kreisen, die sich
eng
Und enger ziehn um die central'sche
Sonne,
Die sieht das Auge nur, der entsie-
gelte Blick
Der hellgebohrnen heitern Joviskinder.

Eines solchen Geistes Element ist Schaffen und Wirken, Ruhe tödtet ihn; und weit entfernt, im gegenwärtigen Kreise sich zu beschränken, weckt jeder erreichte Zweck noch mehr seine Kraft, hebt ihn zu einem höhern Ziele. Denn seine ganze Fülle will er in der Welt, die ihn umgiebt, abdrücken, nicht um zu bauen oder zu zerstöhren, nur um thätig zu seyn nach Würden, sich selbst darzustellen und in seiner Schöpfung sich zu spiegeln. Und so schildert auch Herzog Friedland die Geschichte: Er war stets in sich selbst beschäftigt, und in der Stille, die ihn weit umgeben mufste, hallte ihm nur der Wiederklang eigner Thätigkeit. Auf einen Platz gestellt, wo eine Welt ihm Stoff des Handelns geben konnte, welch

Wunder der Gröſse, vielleicht welcher Seegen! So hoch war er gestiegen, als die Verhältnisse der Staaten es erlaubten. Aber bald satt des Handelns, das ihm hier verstättet war, strebte er weiter und höher, durch übergroſse Gewalt noch mehr aufgefodert, und da ihm die Möglichkeit, weiter zu gelangen, abgeschnitten war, wer mag sagen, ob die rege Kraft, so weit getrieben, so leicht in den scharfen Schranken der Mäſsigung zu halten sey, welche die Pflicht ihr zeigt! Und wohl mag man mit Gordon ausrufen:

O Schad' um solchen Mann! Denn keiner mögte
Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel.
Wir in des Looses Mittelmäſsigkeit

Erfuhren nie, noch können wir ermessen,
Was sich auf *solcher* Höhe der Gefahr
In solches Mannes Herzen mag erzeugen!

Nicht Hochmuth, nicht kleinliche Meuterey gegen seinen Kaiser, ist also die erste Triebfeder von Wallensteins Unternehmen. Aber, und das ist das Wichtigste, es war selbst von Anfang an nicht einmal sein Ernst, es dahin zu treiben, wohin es nachher gedieh! Er *spielt* mit seiner Stärke, und da er unüberwindliche Kraft in sich fühlt, drängt es ihn natürlich, sich auch seiner Macht; da er alle innere Bedingungen eines grossen Unternehmens hat, auch der äussern, sich zu vergewissern. Darum nur machte er sich Freunde im Heere,

darum fing er die Unterhandlungen mit den Schweden und Sachsen an, keinesswegs weil er wirklichen Verrath zur Absicht hatte. Er will nur die Fäden in Händen haben, deren Bewegung alle nöthigen Kräfte für ihn ins Spiel setzen könnte, sie rühren will er niemals. Selbst dachte er sich nie deutlich, wohin das alles führen solle und könne; sein Vorhaben sich bestimmt zu denken wagt er erst da, wo er es verfolgen *muſs*. Denn seine wahre Meinung äuſsert er nie positiv, aber doch bestimmt genug giebt er zu erkennen, daſs er auf wirklichen Abfall nichts berechnet habe. Dem Terzky, welcher meint, der Sachse und Schwede, mit denen er bisher unterhandelt, könne nicht wissen, ob er ihn nicht zum Besten habe, wenn er nicht etwas Entscheidendes wage, antwortet er:

Und woher weiſst du, daſs ich ihn nicht wirklich
Zum Besten habe? daſs ich nicht euch alle
Zum Besten habe? Kennst du mich so gut?
Ich wüſste nicht, daſs ich mein Innerstes
Dir aufgethan! — Der Kaiser, es ist wahr,
Hat übel mich behandelt — *wenn* ich wollte,
Ich könnt' ihm recht viel Böses dafür thun!
Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich sie wirklich brauchen werde, *davon*, denk' ich,
Weiſst *du* nicht mehr zu sagen, als ein Andrer.

Durch nichts Schriftliches will er darum sich binden, ist auch so schwer zu dem entscheidenden Schritte zu bewegen, und wagt ihn nicht eher, als bis alles ihn dazu drängt, und da erhellt es erst recht klar, daſs Verrath und Treubruch nicht seine Absicht gewesen.

Selbst die Ungewiſsheit, welche der Dichter über den bestimmten Gebrauch aller aufgebotenen Mittel gelassen hat, verstattet Raum, die edelsten Zwecke nicht unwahrscheinlich zu finden. Der Krieg hatte achtzehn Jahre hindurch gewüthet, er selbst war in Österreichs Dienste, zu dessen Vergröſserung, Deutschland verheerend durchzogen; *für* Deutschland könnte er jetzt wohl den Commandostab führen, ihm zum

Retter und Friedensfürsten werden. So betrachtet ihn Max:

Geseegnet sey des Fürsten ernster Eifer!
Er wird den Ölzweig! in den Lorbeer flechten,
Und der erfreuten Welt den Frieden schenken!

Und dafs ihm selbst diese Gedanken nicht fremd sind, legt er in der Versammlung der Obersten an den Tag; gebraucht sie auch nacher, um die Kürassiere zu gewinnen:

Der Schwede sagt uns Hülfe zu. Lafst uns
Zum Schein sie nutzen, bis wir *beyden* furchtbar,
Europens Schicksaal in den Händen den tragen,

Und der erfreuten Welt aus *unserm* Lager
Den Frieden schön bekränzt entgegen führen!

Mag diesem nun seyn, wie es will; so läſst sich doch kein Grund *dagegen* anführen, daſs der Herzog sich auch an diesem Traume ergötzt habe, und die Möglichkeit eines sehr hohen menschlichen Zweckes, bey Entfernung aller niedrigen, macht ihn desto edler und uns lieber!

Und wären es nur Träume geblieben, nur ein Geheimniſs seiner Seele! Aber in der Offenheit seines groſsen Geistes scheute er sich nicht, von ihnen zu reden, sich bis in's Geheimste seiner Brust hinzugeben, und desto reyer andern zu vertrau'n, je schuldlo-

ser sein Herz war. In welchen Boden der Saame fiel, konnte er nicht wissen, und was ein Andrer klug berechnet, das bedachte seine große Seele nicht. Rein entsank er dem offnen Geiste; das Erdreich, welches ihn aufnahm, erzeugte eine verderbliche Saat, deren Wucher die königliche Blume erstickte. Und von dem Augenblicke gehört er nicht mehr sich selbst an, womit er nur scherzte, das verkehrt seine Umgebung im Ernst. Von nun an wirkt nicht mehr das schöne Spiel der Freyheit; das Schicksaal erwacht, treibt und drängt ihn zu der That, die er nicht wollte, worin er verblendet Rettung und das Ziel seines Strebens sieht, und die ihn so jähling, so tief stürzt. Ernst, spricht er selbst da, wo er den Entschluſs zu handeln faſst:



Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit!
Nicht ohne Grauen greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne.
In meiner Brust war meine That noch mein!
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Brust vertraulich macht.

Man stößt sich viel ans Schicksaal im Wallenstein, von welchem, wie man sagt, ein aufgeklärterer Glaube uns längst schon losgesprochen hat.

Ob dies bey allen der ächte Glaube gethan, will ich dahingestellt seyn lassen, und nur kurz meine Meinung sagen. —

Zwar ist das, was wir Natur nennen, an und für sich so unschuldig daran, wenn es uns widerstrebt, unsre Zwecke vereitelt, daſs es nur darauf ankäme, uns selbst ganz durchforscht zu haben, um ihre Hieroglyphe zu verstehn, nur darauf, daſs die Menschheit sich in Allen gefunden, sie Muth genug hätten, die Strahlen alle vereint aufzufassen, die vom Mittelpunate ausgehn, um sie ganz zu beherrschen. Dann würde Natur aufhören, sie würde eine selbstgeschaffne schöne Hülle des Geistes werden, sein Abglanz überall leuchten. So auch die Erscheinungen der Menschenwelt lassen nur aus der Freyheit sich erklären, nur in uns selbst

sich begreifen, und das Schicksaal schwindet. Aber, wiewohl das geheimnifsvolle Weben der Welt ohn' Ende ist, so sind doch viele zu ihren Bildnern berufen, und wenn es auf's Handeln und Darstellen ankommt, so ist — obgleich sein inn'rer Klang niemals todt verhallt — doch jedes Einzelnen äufseres Gelingen durch das Zusammengreifen Aller bestimmt und beschränkt. Diese sind wozu sie selbst sich machen; der Wege, die der Mensch zu wandeln vermag, sind unzählige, und nicht jeder hebt sich dahin, wo er in die Bahnen des Geistes selbst thätig wirkend eintritt. Sie geben ihr ursprüngliches reineres Wesen auf, werfen sich in Knechtschaft, sind niedriger Leidenschaft unterthan, ihr Auge ist geblendet und ihre Kraft gelähmt. Diese sind

die wahre Natur, die dem Geiste widersteht, sein mächtig Streben hemmt, und alles Unheil über die Menschheit bringt. So tritt sie selbst in Zwietracht, Leidenschaft kämpft gegen Leidenschaft, das Reich der Finsternifs unter sich, oder der Geist verfolgt das Irrdische und dieses ihn. Und da ihr Zusammenbestehn in der Sinnenwelt an das Werkzeug den Körper gebunden ist, so sprengen sie dies Glied zuletzt oft, und solche Reibung nennen sie dann *Schicksaal.* Oder sie nennen so das Entgegenwirken der todten Natur, die doch nur auf ihre Belebung wartet, und, wenn's ihnen Ernst ist, ihre Herrschaft annimmt.

Sobald demnach der Mensch, das Reich der Freyheit verlassend, seinen

Gedanken eintreten läſst in die Auſsenwelt, ihn mit Kräften paart; wo es nicht allein auf ihn mehr ankommt, ob er bestehn soll, sobald verfällt er ins Gebiet der Nothwendigkeit, der Ausgang, aber auch nur dieser, ist nicht sein mehr, denn er gab jetzt Andern Antheil an sich selbst, und nur wer alle Kräfte klug für sich zu bannen weiſs wird Sieger. Doch kann alles Drängen der Menschen niemand so weit zwingen, wenn anders er will, daſs er sich ner selbst entsagt, nun ihren Kreisen folgt, und, statt kräftig in ihr Getriebe zu fassen und selbsständig sich aus dem Netze zu erheben, in seiner Verschlingung sich fortziehn läſst. Es thun, ist Aufwallung der Leidenschaft, ein Augenblick der Verblendung, und hier gerade liegt des Herzogs Fehler; glauben,

dafs man's thun müsse, ist selbst geschaff'ne Täuschung. Und was aus solcher That erfolgt, das ist dann auch nicht zu erwehren, das ist der ernsten Rachegöttin Finger.

Von beyden Seiten ist das Schicksaal im Wallenstein *dargestellt*; und da so viel Schicksaal in ihm ist, so sollte vielleicht nur minder oft die Rede davon seyn.

So wie der Herzog von seinen Entwürfen und Aussichten redete, mufste er sich gewärtigen, dafs sie in seiner Umgebung eine ganz andere Gestalt gewannen, als sie im reinen Spiegel seiner Seele hatten. Alsbald temperirten sie sich mit den Gemüthern, die sie berührten, und zersetzten sich in jedes Absichten, in Andern anders, und jeder wähnte die seinigen dadurch er-

reichen zu können, die Gräfin Terzky die Böhmische Krone für ihr Haus; Illo und Terzky ein schwelgerisches Leben, Güter und Titel, der Schwede Förderung seiner Sache und festen Fuſs in Deutschland. Ihr Interesse und der Eifer, womit sie es ergriffen, zeitigte so emsig, so betriebsam die Frucht, daſs der Herzog sie plötzlich so weit gediehn sah, als er nimmer sie gedacht, und betäubt und jeder Warnung fremd sie pflückte.

Wallensteins Schwester, die Gräfin Terzky, ist noch die nächste seiner groſsen Seele. Schon einmal hatte sie, bey Friedrichs Krönung zum Böhmenkönig, thätig gewirkt. Jetzt miſsversteht sie ihres Bruders Geist so weit, daſs sie nur glaubt, es sey um nichts,

als eben dieses, ihm zu thun, und überredet ihn selbst, däſs er sich zuletzt eben so misversteht. Ein kluges Weib, gewandten Sinnes und mit fertiger Zunge, stimmt sie den Mann zu dem, was er für sich thun soll, sie selbst mischt kühn, rathgebend, überredend, sich in alles, und spinnt noch feine Pläne im Häuslichen, die am Ende schwerer reiſsen, als die Entwürfe der Männer. Doch ist sie keineswegs nur intriguant, die Intrigue dient ihr zu höhern Zwecken, sie denket groſs und stolz, das zeigt ihr Ende, welches schwer büſsend uns völlig mit ihr versöhnt, wenn sie hin und wieder nur listig und klein erschien:

Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
Nach einer Königskrone zu erheben.

Es sollte *nicht* seyn — doch wir *denken* königlich,
Und achten einen freyen muthigen Tod
Anständiger als ein entehrtes Leben!

Von ihr geht's weiter durch ein gemeines, aber nicht seltnes Element, durch das Geschlecht,

Das sich nicht anders freu'n kann, als bey Tisch!

Terzky und Illo stehn sich einander ziemlich gleich; doch wirft sich jener nicht ganz so weg, als dieser, und es scheint, als ob die Zucht der Frau bey ihm gefrommt. Illo hingegen ist sehr gemein, ist seines Sinnes niemals mächtig. Neid gegen die Spanier und andre Böhmen, welche der Herzog ehrte, und kleine Sucht nach Ehre und Besitz, um schlemmen zu können, beherrscht sie. Das verräth sich überall,

wo sie der Aufsicht sich entbunden glauben, im Zorn, beym Trinkgelag und in der Freude. So ganz entblöfst ihr Übermuth und enges Herz sich da, wo sie die Nachricht vom Siege der Schweden hören und sich in der Trunkenheit der Freude vergessen; da wähnen sie, ihr Glück gefafst zu haben, und wiegen sich, die Sichern! in noch tiefern Schlaf:

Denn Länder schenken wird er seinen Freunden,
Und treue Dienste kaiserlich belohnen.
Wir aber sind in seiner Gunst die nächsten!

Solche Menschen fingen Wallensteins Gedanken auf, und nicht blofs hegten sie dieselben, fachten das glimmende Feuer an, und verwandelten

allmählich ihre eigne Meinung in seinen Sinn; sondern was mit freyem Spiele der Herzog ausgesonnen, das machen sie gleich emsig zur That — er liefs es ruhig zu, weil er die bösen Folgen nicht ahnte und noch immer einen sichern Ausweg offen glaubte.

Sie trieb
Ihr schlechtes Herz, nicht die Gewalt
der Sterne.
Sie waren's, die in seine ruhige Brust
Den Saamen böser Leidenschaft gestreut,
Die mit fluchwürdiger Geschäftigkeit
Die Unglücksfrucht in ihm genährt! . . .

Und ihr Beginnen gelingt zu ihrem eignen Verderben! In *Pilsen* hat der Herzog seine Generale zusammengezogen, seine Gemahlin und Tochter dahin berufen — räthselhafte Schritte, die

ihm zwar nichts mehr bedeuten, als alle seine bisherigen, aber jetzt nur ihm selbst leichtere Gelegenheit und von aufsen bösen Schein geben. Von *Wien* aus sah man natürlich in die wahre Quelle seiner Handlungen nicht, man schöpfte Verdacht, faſste Miſstraun, woraus wieder neues von seiner Seite entsprang, und war sonst jede That schlimm, so wurde sie nun aufs schlimmste gedeutet. Diese Politik, heimlich lauernd ihn mit Spionen zu umgeben, hinter seinem Rücken zu verläumden, von Absetzung zu sprechen, welche bey jedem andern Furcht und Kleinmuth würde erregt haben, muſs einen Mann wie Wallenstein nothwendig fester machen, um nur nicht nachzugeben, wo es seiner Meinung nach des Nachgebens nicht bedarf. Schon als er von

seiner Gemahlin hört, wie man bey Hofe von ihm denke, spricht er bedeutend:

O sie zwingen mich, sie stoſsen
Gewaltsam, wider meinen Willen mich
hinein!

In dieser gefährlichen Stimmung, bey dieser lockenden Gelegenheit, konnte der kaiserliche Abgesandte zu keiner schlimmern Zeit erscheinen mit seinen Forderungen und dem Berichte, daſs bald des Kaisers Sohn als Feldherr kommen werde. Max, des Herzogs treuster Interpret, sieht nur zu wohl den Ausgang von dem Allen:

Ihr werdet ihn durch eure Staatskunst
noch
Zu einem Schritte treiben — ja ihr
könntet ihn,
Weil ihr ihn schuldig *wollt*, noch schul-
dig *machen*.

Ihr sperrt ihm jeden Ausweg, schliefst
ihn eng
Und enger ein, so *zwingt* ihr ihn,
ihr zwingt ihn *)
Verzweifelnd sein Gefängnifs anzu-
stecken,
Sich durch des Brandes Flammen Luft
zu machen.
O das kann nicht gut endigen — und
mag sich's
Entscheiden wie es will, ich sehe ahnend
Die unglückseelige Entwicklung nahn!

Das Heer, welches um den Fürsten sich schloſs wie um einen festen Stamm, die Generale, die er alle auf verschiedene Weise an sich zu knüpfen gewuſst

*) So müssen die Worte accentuirt werden, die bey den Aufführungen auf dem Berliner Theater ganz falsch gefaſst waren.

hatte, vernehmen unwillig den Zweck der Sendung Questenbergs, und die laute nachdrückliche Äuſserung ihrer Unzufriedenheit, die schriftliche Bitte der Truppen, das Heer nicht zu verlassen, vermögen ihn desto leichter, den Vorstellungen Terzky's und seiner Genossen nachzugeben, und das Letzte, dessen Gewiſsheit noch übrig blieb, durch sie zu erlangen. Sie verschaffen ihm die Unterschrift der Obersten, die sie durch eine ihrer würdige List bey Terzky's Gastgebote erschleichen. An *der* Art, sie zu gewinnen, hatte Wallenstein keinen Theil.

Nun scheint das Letzte, Schwierigste geschehn; der Herzog hält sich der Truppen selbst versichert, und nur eine etwas starke Aufforderung darf kom-

men, ihn fest zu bestimmen. Sie kommt schnell und mehr als stark!

Im astrologischen Thurme hält er Rath mit den Sternen, wie mit sich selbst, fragt die Zeichen seines eignen innersten Willens, in deren Kreise er wie in einem Gewebe ruht, mit welchem er sich selbst umsponnen. Wie dem alten Griechen sein Geschick von den Orakeln kommt und dem Verhängnisse, und von der reinen Brust auf des Schicksaals ehernen Scheitel alle Schuld des ungewissen Lebens sich wälzt, so wächst vom Sternenhimmel auch dem Fürsten zu, was er mit eigner Hand auf Erden ausgestreut: Wir entsagen gern dem kalten Unglauben des Verstandes, und folgen frey mit warmer Phantasie der kühnen Täuschung seiner hohen Seele.

Mitten also unter diesen Zeichen, an welche er sein Schicksaal knüpfte, dringt dessen Erfüllung auf ihn ein, und reißet ihn gewaltsam mit sich fort. Die Zeichen stehen günstig, sein königlicher Stern regiert, Saturnus finstres Reich ist aus, und der verhängnißvolle Augenblick ist da. Und kaum ist er am Sternenfeld erschienen, und Friedland freut sich des Standes der Planeten, da fängt es auch gleich hienieden zu wirken an, da klopft es draußen an der Thüre und Terzky meldet, Sesin der Unterhändler sey gefangen, die Briefe alle in des Kaisers Händen, und sich nun zu retten sey nur der einzige Schritt des Abfalls übrig. Daß es dahin kommen sollte, hatte er nie gedacht, er erschrickt, als er sieht, wohin sein allzufreyes Thun und der Freunde

unberufner Eifer ihn geführt, der Erfolg überrascht ihn. Ich müſste jetzt, überlegt er, weil ich

auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloſs nur offen mir gehalten?
Beym groſsen Gott des Himmels, es war nicht
Mein Ernst, beschloſsne Sache war es nie!
Die Freyheit reizte mich und das Vermögen.
War's Unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frey,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,

Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?
Wohin denn seh ich plötzlich mich geführt?

Von da fällt das hellste Licht auf sein ganzes Benehmen zurück, und wie ihm selbst die Augen geöffnet werden, tritt sein Bild auch uns vollständig vor die Seele.

Noch wäre es möglich, auch ferner die Freyheit des Willens zu retten; aber es häuft sich alles, ihn in's Verderben zu ziehn. Der Schwedische Gesandte fodert endliche Vollführung des schon zwey Jahre verzögerten Plans, und bietet nachdrückliche Hülfe, oder will alles abgebrochen ansehn. Der Rückzug scheint ihm abgeschnitten, unmöglich die Versöhnung mit dem Kai-

ser, und alles was den kühnen Schritt begünstigen kann in seiner Hand, das Heer glaubt er ist sein und sicher die Hülfe der Schweden. Auf allen Seiten hebt die Überredung beydes. Ein Weib, dessen Zunge Wallenstein eben so wenig hold ist, als einer der Heroën des Attischen Kothurns, wirft alle Stacheln ihm in's Herz, mahlt ihm das Bild gesunkner Gröſse, des Danks, womit der Kaiser ihm gelohnt am Fürstentage zu Regensburg, und daſs kein menschlich Band mit ihm sich trenne, der Welt Urtheil, welches nur der Ausgang lenkt, reiſst jede Erinnerung der Liebe ihm aus der Seele, und zeigt ihm gleiſsend alle Gröſse des Gelingens. Wohin sich wenden in der Verwirrung!

Hülfreiche Mächte, zeigt mir einen
Freund
In dieser Angst der schwerbeladnen
Seele!

Umsonst! Wohl war er nahe der Freund, der einzige, welcher treu und ohne Falsch ihn retten konnte, der kam, um ihn zu retten. Er wird verhindert, und nun ist er allein, hingegeben ohne Rettung, und beschämt im Kreise der Planeten, denen er vertraut, mitten in der Gruppe, die gleich der Schlange ihn fest umkettet, und in ein grausiges Geschick mit ihm sich verstrickt, sinkt er in das verhängnifsvolle Garn, das enger nun und enger sich um ihn zusammenzieht.

Von nun an wird es finstrer, die Fäden sind gespannt, die Fäden alle aufgezogen, mit deren raschem Ablauf

das Werk sich schrecklich in sich selbst zerstöhrt, und aus dumpfem Grunde tönt schon der Vorhall des fallenden Gebäudes. Er selbst vernimmt ihn tief, indeſs die andern frohlocken ob des errungenen Siegs:

Es ist *sein* böser Genius und meiner.
Ihn
Straft er durch mich, das Werkzeug seiner Herrschsucht,
Und ich erwart' es, daſs der Rache Stahl
Auch schon für meine Brust geschliffen ist.

Und seiner triumphirenden Schwester entgegnet er:

Frohlocke nicht!
Denn eifersüchtig sind des Schicksaals Mächte,
Voreil'ges Jauchzen greift in ihre Rechte.

Den Saamen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt
das Ende!

Jetzt hebt die eigentliche Tragödie auch erst an. Bis dahin ist die Mine gezogen, zu deren Sprengung dieser Schritt das Zeichen giebt, und während Friedland glaubt, auf einen sichern Fels gerettet zu seyn, erzittert schon der Grund, dessen Einsturz ihn bald begräbt. Viel Tragisches, und bittre jähe Täuschung menschlicher Hoffnung ist allenthalben ausgestreut, doch diese schwebt im Mittelpuncte, sie ist die gröſseste, und von ihr gehn alle andern aus.

Herzog Friedland
Hat seine Zurüstung gemacht. Er traut
Auf seine Sterne. Unbereitet denkt
er uns

Zu überfallen — *mit der sichern Hand*
Meint er den goldnen Zirkel schon zu fassen.
Er irret sich — wir haben auch gehandelt;
Er faſst sein bös geheimniſsvolles Schicksaal!

Octavio Piccolomini hatte Friedlands vorzügliches Vertrauen. Erworben hat es ihm der Traum des Herzogs vor der Schlacht bey Lützen, der so bedeutend in das erste Stück, die Piccolomini, gewebt ist, daſs er da, wo ihr Verhältniſs zu ihm klar werden soll, zu Anfang dunkel vorbereitend aus Octavio's Munde, und dann am Ende plötzlich erhellend von des Herzogs eignen Lippen wiedertönt. Auch

diesen Glauben wage ich nicht zu tadeln. Friedland hat nicht Unrecht:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wifst,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist's,
Der sie erzeugt, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig wie des Baumes Frucht,
Der Zufall kann sie gaukelnd nicht verwandeln!
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weifs ich auch sein Wollen, weifs sein Handeln!

Aechte Menschenkenntnifs giebt nicht Erfahrung! Wer das Individuum

scharf fassen will, der muſs da wohnen, wo die Menschheit ganz und ungetheilt schwebt, von wannen alle Individualität erst ausgeht. Von dieser lichten Sonnenhöhe mag er dann sichre Blicke werfen auf das was um ihn lebt und webt, und mit dem leisen Strahle, den jeder für sich auffing, sich in eines jeden Busen stehlen. Wallenstein ist das Gefilde nicht fremd, wo die Menschheit sonder Hülle wandelt, darum faſst er sie so leicht jeder Hülle, und wuſste diese jederzeit, nach Buttlers eigenem Geständnisse, so treffend zu nehmen und geschickt an ihren Platz zu stellen. Auch jetzt würde ihn sein wahrsagendes Gemüth nicht getäuscht haben, wäre Octavio's ganzes Wesen offen und wahr, und frey von jeder Lüge geblieben:

Denn auf der Wahrheit beruht die
Wahrsagung!

Undden noch wäre ihm dieser ein Retter geworden, hätte Buttler nicht zu früh alle Rettung abgeschnitten.

Es kommt vieles darauf an, Octavio im rechten Gesichtspuncte zu fassen. Ist er nichts als ein schleichender Verräther, der aus gemeiner Leidenschaft den Herzog hintergeht, Kabale spielt; so verliehrt das Stück viel von seinem tragischen Werthe. Der feste Punct der Handlung, der in Friedlands eignem Geiste ruht, zerstiebt dann; denn auch nicht einmal die intriguante Politik des Hofes und der Mönche, er selbst ist Schöpfer seines ganzes Schicksaals.

Octavio ist ein Mann so trefflich, als möglich, für die Welt so wie sie

einmal ist — brauchbares Talent und den gepries'nen Staatssinn würde man auch jetzt nicht an ihm vermissen. Er sieht nur auf das Handeln des Augenblicks, nicht auf den Grund des Handelns, ihm ist recht was nun einmal ist. So ist ihm die Freundschaft mit der Welt das Erste, fest in dem betretnen Gleise bleiben, in welchem man sich aus Gewohnheit gut befindet, die nächste Pflicht, und darum seinem Kaiser treu zu dienen, und diesem Dienste alles nachzusetzen, das Höchste.

Ich klügle nicht, ich thue meine Pflicht,
Der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor!

das ist sein Wahlspruch, und:

Hier gilt's . . dem Kaiser treu zu dienen,

Das Herz mag dazu sprechen was es
will!
das ist der Maaſsstab aller seiner Handlungen.

Das Glück des Friedens ist uns allen theuer', und so oft uns das Verhältniſs auch des höhern Daseyns unwürdig scheint, und der muthige Geist sich gegen seine Fesseln sträubt; so hängt an ihnen doch manch liebes Band, das unser Herz umwunden, und uns mit ihnen versöhnt. Auch selbst der Weise ruht mit Wohlgefallen auf dem schönen Bilde der Menschheit, die still und friedlich im Verborgenen sich formt und trotz der harten Rinde gewiſs einmal die frische Krone zu Gottes groſser Sonne heben wird — so wenig ihm die starke Aloë, die, lange duldend, plötzlich sprengend alles was sie band, dem hehren Licht-

strahl stolz entgegenstrebt, bedeutungslose Allegorie ist.

Von dieser Seite kannte uns der Dichter und nutzt sie gut, uns für Octavio (wie für Wallenstein durch eine ähnliche Idee) zu gewinnen, ein zarteres Gewebe über ihn zu ziehn, und zu einem Werke des Gefühls zu machen, was sonst wohl Kälte und gänzliche Erstorbenheit des Herzens scheinen mögte. Dahin zielt, was er so wahr als schön zu seinem Sohne von den alten engen Ordnungen spricht, und was desto mehr sich uns anschmiegt, weil es so deutlich die Farbe unsrer Zeiten trägt *). Das mildert den Character

*) Solche locale und temporelle Beziehungen gehören mit zur Individualität des Stücks, und sind bey weitem

des kalten klugen Weltmanns, wie dort Odysseus im Aias des Sophokles als Werkzeug in Athene's Hand uns minder klein und hart erscheint. Und so wie dieser im Philoctetes den jungen Neoptolemus beredet:

Des edeln Vaters Sohn, als Jüngling war
Mir die Zunge träg' und rüstig meine Hand;
Jetzt aber hat das Leben mich belehrt,
Daſs Thaten nicht, die Zunge alles lenkt!

also schreint auch Octavio, der nichts Höhers kennt, als was das Leben trüglich vor ihm gaukeln lieſs, in dieser

weniger in unsern Tragödien als den der Alten, und den shakespearischen.

Schule ausgelernt, und versichert seinem ungläubigen Sohne, es sey unmöglich, in ihr den kindlich reinen Sinn sich zu erhalten.

Sein Antheil ist Verstand, Besonnenheit, die Dinge zu seinem Zwecke auszumerken, und Weltklugheit ohne niedre Ränke; aber das Schöne, Edle ist ihm fremd. Was ist es denn Wunder, daſs er, in die Politik des Lebens eingeweiht, schon glaubt, seine Pflicht zu thun, wenn er nur annehme, was ihm vom Herzoge dargeboten wird, ohne es gleiſsnerisch von ihm zu erschleichen! So ist er immer leidend gegen ihn, offen seiner Vertraulichkeit, aber begegnet ihr nicht wieder. Und statt vor dem nahen Abgrunde ihn zu warnen, begnügt er sich, ihn nur nicht hineinzustoſsen; vielleicht daſs, wenn

er selbst fällt, er ihm noch helfen könne. Vollkommen hat er hiemit, seiner Meinung nach, neben dem Dienste des Kaisers der Pflicht der wahren Freundschaft Genüge geleistet. Zu Questenberg spricht er:

Denken sie nicht etwa,
Daſs ich durch Lügenkünste, gleisnerische
Gefälligkeit, in seine Gunst mich stehle,
Durch Heuchelworte sein Vertrauen nähre.
Befiehlt mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
Die ich dem Reich, dem Kaiser schuldig bin,
Daſs ich mein wahres Herz vor ihm verberge,
Ein falsches hab' ich niemals ihm geheuchelt.

So fällt Octavio's Schuld auf seine Pflicht zurück, und was er etwa noch für Vortheile von ihrer Erfüllung erwarten mogte, als den Fürstenhut, den er mit schwerem Opfer erringt, ist weise von dem Dichter tief in den Hintergrund gestellt. Die Ankunft des kaiserlichen Gesandten und der misliche Zeitpunct fordern ihn zu vermehrter Thätigkeit auf. Von seinen Kundschaftern ist der Herzog umgeben, und was diese ihm nicht berichten, vernimmt er von ihm selbst. So weiss er, dass kein Augenblick so reizend für ihn ist, als gerade der gegenwärtige, und sucht des Kaisers Ansehn desto mehr zu sichern.

Wenn Friedland die Menschen schnell im Grossen fasst, und an den Platz zu stellen weiss, wo sie am eigenthümlichsten zum Ganzen wirken; so

kennt Octavio hingegen alle die kleinen Schwächen und Leidenschaften, welche sie im Handeln leiten, und hat die Zeit schon lange ausersehn, wann diese wirksam zusammenspielen können. Drum sieht er ruhig zu, wie der Herzog die Obersten, selbst die, auf welche das Meiste ankam, für sich gewinnt, blickt immer nur beobachtend um sich her, um die Lage der Sache und ihren Fortschritt nicht aus den Augen zu verliehren, denn mit Gewifsheit will er handeln. Wie in einen Brennpunct sehn wir sein ganzes Betragen und das Gespinnst, das Wallenstein umzieht, zusammengedrängt bey dem entscheidungsvollen Mahle, wo des langen Krieges erster Anfang uns vor die Augen tritt, und das Wohlleben, das bald und schnell verschwinden soll, in hellem

Glanze erscheinet. Wie da so laut und öffentlich alles verhandelt wird, und doch selbst im sichern Hause der Späher lauert, die geschäftige Dienerschaft umherhorcht, damit sie's den Pfaffen hinterbringe, und man so unvorsichtig den Plan der Unterschrift behandelt, dass ein Mann wie Piccolomini nur schweigen konnte, wenn Schweigen seine Absicht war! Auch er unterschreibt, und unterschreibt zuerst, um nicht Verdacht zu erwecken, zu sehn, wie weit es der Herzog mit den Obersten wagen dürfe, und den Fortgang ruhig abzuwarten. Überall ist er mit seinem feinen Ohre, beobachtet nur die, welche er für verlohren hält, dagegen ist er thätiger bey denen, von welchen er noch was erwartet.

Denn Oberst *Buttler*, ein Schotte von Geburt, hatte beym Heere vom gemeinen Reuter an gedient, sich zum Obersten hinaufgeschwungen, und war kürzlich vom Fürsten zum Generalmajor ernannt. Er ist so ganz das Bild der meisten, die sich von sehr gemeiner Herkunft zum Glück und weltlicher Ehre emporgearbeitet haben. Ihr einziges Ziel war diese von jeher, drum hängt sie ihnen auch so fest am Herzen, ist ihr einziges Gesetz, und argwöhnisch sehn sie in jeder vermeinten Verletzung derselben eine hämische Erinnerung an ihren vorigen Stand. Solche Verschmähungen empören stechend ihr Innerstes und lassen bitteres Rachgefühl in ihrer Seele zurück. Oberst Buttler hatte bey Hofe um den Grafentitel angehalten und er war ihm abgeschlagen.

Das löset nach seiner Denkungsart alle Verbindlichkeit gegen den Kaiser, und je mehr es ihn gegen diesen erbittert, desto enger schliefst des Herzogs Gunst die Anhänglichkeit an ihn. Es wird dem Terzky nicht blofs leicht, ihn in's Verständnifs mit zu ziehn, sondern er kommt seinen Wünschen noch zuvor, bietet sein Vermögen selbst des Herzogs Diensten an, und jeder setzt in ihn das volleste Vertrauen.

Besser kennt ihn Octavio:
Was Buttlern treibt, ist nur
Empfindlichkeit, gereizter Stolz, nichts weiter.
Diesen Buttler geb' ich noch nicht auf. Ich weifs,
Wie dieser böse Geist zu bannen ist.

Er behandelt ihn stets mit Achtung und Auszeichnung, und sorgt, daſs er ihn wenigstens durch Beleidigung des Ehrgefühls nicht kränke. Sein Benehmen gegen ihn ist das Vorspiel des entscheidenden Streiches, den er zur rechten Zeit auf ihn zu führen bestimmt. Wie steht er nicht bedeutend gleich anfangs in der Mitte Isolaus und Buttlers! Weit näher rückt er ihm bey Terzky's Gastmahle, wo er nur zu deutlich sieht, wie stark des Herzogs Anhang sey, und es darauf ankommt, auch nicht müſsig mehr zu seyn. Da sehn wir, daſs Piccolomini auch für des Kaisers Sache schon Freunde hat. Mit dem Spanier Maradas macht er Buttler hier bekannt, bietet ihm zuvorkommend gemeinschaftliche Wohnung an, und läſst ihn durch die Frage, ob Graf Gallas

ihm nichts vertraut, einen gewissen Blick in seines Herzens Meinung thun. Doch Buttler ist noch hartnäckig!

So wächst von beyden Seiten wetteifernd die Macht der ringenden Kräfte. Schnell greift die Hoffnung um sich! Doch wie der Saame der Krankheit und des Todes oft in des vollen Körpers scheinbarer Rüstigkeit wuchert und nur mit seinem Wachsthum Stoff gewinnt, so glimmt auch immer stärker hier der Funke, welcher den hoch nnd höher steigenden Ball, der in sich sein Verderben trägt, in der Höhe seines Laufes plötzlich sprengt!

Noch in derselben Nacht entdeckt Octavio sich seinem Sohne, es kommt die Nachricht, daſs Sesin gefangen sey, und immer schrecklicher wird die Gewiſsheit. Doch will er eher nicht ent-

scheidend handeln, nicht des Herzogs Gesinnung richten, weil er sich irren könnte, als bis dieser selbst durch eine offne That das Zeichen giebt. Er giebt dies, schliefst mit den Schweden den Vertrag, sendet Eilende nach Prag, um dort den Abfall zu beginnen, überträgt einen grofsen Theil der Ausführung sogar Octavio und löset selbst den Faden, an welchem das Mordschwerd über seinem Haupte schwebt.

Piccolomini ist schon mit einem kaiserlichen Manifeste versehn, das auf den Fall des öffentlichen Bruches das Heer von allem Gehorsam gegen Herzog Friedland losspricht, ihn selbst ächtet, und Octavio'n das Commando überträgt, bis König Ferdinand von Ungarn beym Heere erscheinen wird. Leicht schreckt der Anblick der verliehenen Gewalt den un-

beständ'gen Isolan zum alten Gehorsam zurück. Buttler ist gegen alles fest, und da er schon im Begriff ist, den Generallieutenant wieder zu verlassen, wird ihm der langgesparte Pfeil ins Herz geschossen, die Erinnerung an den Grafentitel. Dies reizt ihn bis zur Wuth, und als in dieser jähen Aufwallung ihn die Entdeckung überrascht, dafs niemand, als der Herzog selbst, dabey im Wege stand, fällt sie mit aller Macht auf ihn zurück. Schwarz steigt in seiner Seele der schreckliche Vorsatz auf, den Piccolomini selbst ahnend fürchtet, so wenig er ihn will. Octavio wird von Friedland *selbst* entlassen, trotz alles Warnens seiner Freunde, und eilt nach Frauenberg, wo alle gut Kaiserliche auf sein Geheifs sich sammeln sollen. Aber Buttler hängt von

nun an Wallenstein zur Seite und läſst ihn nicht, bis wo er glaubt, daſs er ihm entschlüpfen könne; da fährt er auf die langerspähte Beute zu.

Es mögte wunderbar scheinen, und die Achtung vor des Herzogs groſsem Geiste schmälern, daſs Illo und Terzky den Octavio besser kennen, als er selbst, und er, trotz aller Warnung, die nachher nur zu gegründet sich zeigt, sie nicht hören will. Allein *jene konnten* nur aufs Äuſsere sehn, und das war bey Octavio allerdings verdächtig und erregte Argwohn. Der Fürst geht *groſsherzig* über alles dieses weg und drängt ins Innere, wo gewiſs noch eine Stimme von Menschlichkeit und Gefühl für ihn redete. Denn der Ausgang war nicht seine Absicht; nur das Unternehmen will er verhindern. Hingegen

Buttler, der, weil seine Aufsenseite so ausgearbeitet und fest ist, *ihnen* keinen Argwohn einflöfst, widerstrebte dem Herzoge stets;

Denn ein Gefühl, defs ich nicht Meister bin,
Furcht mögt' ich's nicht gern nennen, überschleicht
In seiner Nähe schaudernd mir die Sinne,
Und hemmt der Liebe freudige Bewegung.

Und dies Gefühl weifsagt richtig, sein Verderben rechtfertigt seine Divination, und in ihm liegt zugleich der Schlüssel, warum er in Ansehung des Grafentitels Buttlern zuwider war, schon damals sich den eignen Untergang bereitend.

In Buttler findet die lange Kette endlich ihr letztes Glied, woran Friedlands Verderben, von ihm selbst ausgehend, sich wieder anschliefst. Keins von allen ist frey und selbsständig, jedes hängt an dem Vordern, und allen giebt der Herzog die Bewegung. Auch Buttler ist durch sein gegebnes Ehrenwort, Wallenstein nicht aus der Hand zu lassen, an Octavio gebunden; des Kaisers Manifest, das befahl den Herzog lebendig oder todt zu fangen, rechtfertigt ihn vor dem Richterstuhle der Welt, dafs er so weit geht; erhitzte Leidenschaft, sein empörtes Gefühl und die verpfändete Ehre, die er vom Kaiser mit Zinsen lösen will, treiben ihn dringend, und werfen über sein Unternehmen *einigen* Schein der Nothwendigkeit, zu deren Werke der Dichter es machen will.

Nicht meines Hasses Trieb — ich liebe
Den Herzog nicht, und hab dazu nicht Ursach —
Doch nicht mein Haſs macht mich zu seinem Mörder,
Sein böses Schicksaal ist's. Das Unglück treibt mich,
Die feindliche Zusammenkunft der Dinge.
Es denkt der Mensch die freye That zu thun.
Umsonst! Er ist des Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihn schnell
Die furchtbare Nothwendigkeit erschafft.
Was hülf's ihm auch, wann mir für ihn im Herzen



Was redete! — ich muſs ihn dennoch tödten!

Ich vergleich' ihn niemand besser, als dem finstern Plagdaimon (δαίμων ἀλάστωρ), der eisern und unerbittlich in den griechischen Geschlechten wüthet.

In diesen Kreisen ist Friedland nun verschlossen, und mit ihm manches schuldlose Haupt, manche reine Seele, welche durch heilige Bande des Bluts und der Liebe mit ihm vereint ist. Alles, was ihn berührt, soll auch mit ihm in *ein* unglückseeliges Verhängniſs fallen. Nicht bloſs das Heer soll zerstieben, welches er schaffend hervorgezaubert und in welchem er gleich einem Gotte waltete; auch was in des Hauses stillem Frieden sich an ihn schmiegte, ist dem Untergange geweiht.

Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reifsen.
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth, mit einem Mal', und berstend
Auffliegt, und alle Mannschaft, die es trug,
Ausschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
Wird er uns alle, die wir an sein Glück
Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehn.

Wallenstein ist der *Geist*, Max Piccolomini und Thekla sind das *Herz* des Stücks, und des Geistes übergrofse Kraft richtet das Herz zu Grunde. Die reine lautere Menschheit, durch Liebe

zum vollen Gefühle erwärmt, ist in ihnen dargestellt in ihrer schönen Eintracht, noch nicht aus ihrem unschuldigen Schlummer gerissen. *Er*, in der Mannheit ungeschwächter Blüthe, kannte schon lange die Oberfläche der Welt, hatte auf ihrem Schauplatze schon oft die rege Kraft versucht, und in kühnen Thaten des Herzens heifsen Drang gekühlt. Wohl bildete sich um ihn manches edle Verhältnifs der Freundschaft, und die zarte Sitte, der höhern Abkunft Zeichen, gofs sich aus auf alles was ihn berührte. Sein Corps ist Muster des Anstands und der Gesetztheit; des Bluts Verbindung mit seinem Vater hat ihren Dienst gethan, und ist in einen edlern freyeren Verein der Menschlichkeit verwandelt; und ahnend in Wallenstein die Reife des Keims, der

jetzt in ihm erwachte, schloſs er sich fest an ihn, und strebte dem hohen Stamme nach. Und doch war alles ihm noch bedeutunglos, die Welt noch leer, ihr innrer Kern noch nicht entbunden, aus welchem alles Leben quillt, das stille Geheimniſs seines Herzens hatte er noch nicht geschaut.

Thekla erblickte er, fand sich selbst im Spiegel ihrer Seele, und plötzlich entzündet sich der helle Funke, der die Welt ihm aufthut. Alles andre ist jetzt ihm todt, zärtlich weilt er nur in sich selbst und seinem neuen Daseyn und dem, was ihm das Leben gab. Süſse Begeisterung erfüllt ihn ganz; mitten im Kriege, worin er aufwuchs, fand er das Bild der Ruhe und des Friedens, die Sterne Wallensteins werden auch ihm bedeutend, und im tiefsten Gefüh-

le des Heiligsten ruht seine Liebe endlich in Andacht und Religion. Des Treibens um sich überdrüſsig, sucht er eine Freystätte für sein Herz, in einer Kirche sah er ein Muttergottes Bild

und jetzt auf einmal
Ward ihm die Andacht klar so wie die Liebe!

Thekla hingegen, fern vom Geräusch der Welt im Schooſse des stillen Klosters auferzogen, wie im Schutze der jungfräulichen Unschuld, entfaltet, wie die zarte Knospe wenn der Thau des Himmels sie berührt, bey des Geliebten Anblick die junge Blüthe und lacht in freudigem Erstaunen dem neuen heitern Licht' entgegen.

Sein Geschenk allein
Ist dieses neue Leben, das ich lebe;

Er hat ein Recht an sein Geschöpf.
Was war ich
Eh seine schöne Liebe mich beseelte?

Max ward durch die Liebe stiller inniger; schon umgeben mit mancherley schönen Werken, findet er erst jetzt den innern Reichthum, und die leise Musik der Seele wird ihm vernehmbar. Thekla umarmet wonnevoll was ihr im Vorgefühl nur da war, sie fühlt mit vorhin unbekannter Freude, wie die neue Welt sich ihr eröffnet und webet leichter in der freyen Schöpfung.

So lyrisch und warm, so voll seeligen Friedens schweben die beyden in die Unruhe und gährende Bewegung der Welt hinein, daſs man in die Gesänge des alten Chores entzückt wird. Wenig von der Menschen Thun und

Treiben verstehn sie, nichts eignen sie sich zu, als ihre Liebe, und fremd in dieser allgemeinen Verwirrung entfliehn sie endlich der Erde.

Denn weit um sich greifend sind die Pläne absichtvoller Menschen, und was sich ihnen nähert, die Seite ist bald an ihn entdeckt, welche sich zu ihrem Vortheile stellen läſst. Das Beyspiel Max Piccolomini's und seines Regiments war von Wichtigkeit, es zog das Heer bald nach und konnte auch vielleicht für seinen Vater bürgen. Seine Liebe scheint der Terzky das beste Mittel, ihn unauflöslich an Wallenstein zu fesseln, und die Schlauheit der Nichte im Maaſse ihrer Erwiederung soll der Köder seyn, der ihn fängt, wenn alles andre ohne Wirkung ist:

Wiſst, daſs auch *wir* nicht müſsig sind
— wenn ein
Strick reiſst, ist schon ein andrer in
Bereitschaft.

Dazu war diese Liebe bestimmt! Auch die Terzky täuscht sich. Sie meint, nichts Anders hiemit zu thun, als Wallensteins eigne Absicht zu befördern, und nur auf eine für ihn vortheilhafte Art, zu benutzen. Der Vorzug, welchen er dem Max stets schenkte, die ehrenvolle Sendung zum Geleit der Tochter und Gemahlin, zu welcher er ihn vor Vielen auslas, läſst sie nicht anders glauben, als daſs auch er zu seinem Schwiegersohne ihn bestimmt habe, und zwar mit keinem andern Zwecke, als ihn für seinen Plan noch fester an sich zu ketten. Hieran knüpſt sich ihr Verfahren. Darum will sie die

einzige Vertraute dieser Liebe seyn, dafs sie mit Klugheit und mit Rückhalt von ihr so begünstigt werde, wie sie nur zum Vortheile des Ganzen spielen kann. Thekla soll mäfsig seyn und spröde, soll nur die Hoffnung wecken; Max soll sich überzeugen, er müsse für Friedland kämpfen, um Thekla zu besitzen.

Doch was bedarf die Liebe und das reine Herz der Klugheit? Es beräth sich selber! An seinen Hals fliegt Thekla, und Max versteht die Überredung nicht. „Für den Herzog wag' er wohl jederzeit sein Blut!" meint er, und, wiewohl er ungewöhnliche Bewegung merkt, so liegt das alles doch sehr weit hinter ihm:

Wenn's fertig ist kommt's auch wohl
bis zu mir!

So listig vorbereitend diese ganze Scene daher auch angelegt ist, so wenig fruchtet sie bey ihm. Ganz arglos steht er beym Mahle, wo die Intrigue rund um ihn spielt, und dem erfahrnen Späher das Werk sich offenbart. Sein Geist ist fern in besseren Gefilden, und in der Unschuld des geraden Sinns verweigert er die Unterschrift — nur weil es ihrer nicht bedürfe zwischen ihm und Friedland. Sogar die Clausel läſst ihn ohne Argwohn, er schreibt den Streich gerade auf die Rechnung der Menschen, denen er gehört, denn für den Herzog hat er höhere Bürgschaft. Von jedem Makel hält dies fromme Herz sich frey, der es vielleicht mit schwerer Bürde gedrückt hätte. In welcher Pein, die Wahrheit und die

Unschuld aufzugeben, wäre er nachher gewesen! Und hätte er auch unwissend unterschrieben, doch würde es ihn gebunden haben, und dann wäre getrübt die Lauterkeit, die er so rein bewahrt. Nun schützt ihn heilige Unschuld mehr als alle Klugheit, frey ist er, und wie sehr es um ihn tobt, nichts kann ihn zwingen, sich nicht ewig treu zu bleiben.

Thekla's zartem Gefühle entgeht das fremde Element nicht, welches sich zerstöhrend naht und sie umgiebt. Gleich nach dem Augenblicke der seeligsten Vereinigung der Herzen, dem einzigen der höchsten Liebe, den kein Schauspieler ohne Liebe erreichen mag, umflattert ihr Gemüth die bange Ahnung und die hohe Wonne gränzt an tiefe Wehmuth.

Das Herz ist gestorben, die Welt ist
leer
Und weiter giebt sie dem Wunsche
nichts mehr.
Du Heilige fodre dein Kind zurück,
Ich habe gekostet das irrdische Glück.
Ich habe gelebt und geliebet!

Und jeder Ton gedankenloser Freude, der von dem Mahle herüberschallt, verwandelt in ihrer beklemmten Brust sich in Prophezeihung der düstern Trauer dieses Hauses und der Zerstöhrung ihrer Liebe.

Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus,
Und schleunig will das Schicksaal mit
uns enden.
Aus stiller Freystatt treibt es mich
hinaus,

Ein heftig Wollen mufs die Seele
blenden.
Es lockt mich durch die himmlische
Gestalt,
Ich seh sie nah, ich seh sie näher
schweben,
Es zieht mich an mit göttlicher Gewalt,
Ich mögte gern, und kann nicht wi-
derstreben! —
O wenn ein Haus in Feuer soll ver-
gehn,
Dann treibt der Himmel sein Gewölk
zusammen,
Es fährt der Blitz herab aus heitern
Höh'n,
Aus unterirrd'schen Klüften brechen
Flammen,
Wild jauchzend schleudert selbst der
Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Ge-
bäude.

Es ist Entweihung, diese Liebe in den Kreis der Theaterintriguen hinabzuziehn, worin es dem Sohne und der Tochter zweyer Feinde gewöhnlich gefallen muſs, sich in einander zu verlieben, um durch ihr grausames Loos gewiſs zu rühren. — Octavio und Wallenstein sind nicht Feinde; über ihnen waltet das Schicksaal, das auch die Liebenden ergreift. Die heiligste Verehrung band Max an Friedland, die Vorempfindung eines noch schönern Bundes. Nicht schwankt er zwischen ihm und seinem Vater; er fühlt es nur zu schmerzhaft, wo beyde die gerade Bahn verlassen. Da steht er zweifelnd zwischen des Herzens Lauterkeit, der Seele Unschuld, des Lebens Wahrheit — und dem hohen Geiste, der vom Freunde auf ihn einfloſs, an welchem

der Besitz des Liebsten hing, das er auf Erden hatte. O, um dieses zu erringen, hätte er auch jenes weinend aufgegeben, wäre Liebe ohne dies möglich gewesen! Aber die Geliebte selbst bewahrt es ihm, sie müssen blutend mit Allem streiten, was zutraulich die junge Brust umfing, um des Gemüthes Reinheit und ihre Liebe sich zu retten: Und kein Verhältniſs bindet, kein Ansehn bestimmt sie, sie folgen dem unfehlbaren Gotte in ihren Busen.

Als Max den Herzog noch retten konnte, ward er zurückgehalten im Augenblicke, wo jener die Schlinge unauflöslich knüpfte, in die er fiel. Als er mit voller Seele kommt, ihn noch zurückzurufen, und muthig alles für ihn zu wagen, da ist's zu spät; nach Prag, nach Eger, zu den Schweden

fliegt die Loosung. Traurig und stumm sieht Max sich nun allein, verlassen von dem Einzigen, der bisher das sichre Muster seines Wandels war, und seinen jungen Busen zu allem Schönen und Groſsen eingeweiht, und scheidet schweigend von tiefem Schmerze erfüllt.

Auch sein Vater gilt nicht dem Rechte des geraden Herzens gleich, das kindlich zerrissen weint, im Vater selbst, in der verhaſsten Klugheit dieser Welt, die Schuld der schauderhaften That zu sehn und anzuklagen.

O wärst du wahr gewesen und gerade,
Nie kam es dahin, alles stände anders;
Er hätte nicht das Schreckliche gethan,
Die Guten hätten Kraft bey ihm behalten,
Nicht in der Schlechten Garn wär' er gefallen.

Warum so heimlich, hinterlistig lauernd
Gleich einem Dieb' und Diebeshelfer schleichen?
Unseel'ge Falschheit! Mutter alles Bösen!
Verderbenbringende! Verdirbst jetzt uns!
Wahrhaftigkeit, die reine, hätt' uns alle,
Die Welterhaltende, gerettet!

So steht er einsam mit keiner Stütze, denn seiner Pflicht und seiner Liebe, von seinem Vater weggewandt, bis ein geheimer Zug ihn in des letzten Abschieds Umarmung reifst.

Nun eilt das Schicksaal rasch dem Ausgange zu, schnell läuft das aufgezogne Uhrwerk mit allen seinen Rädern ab. Die Handlung, die bisher im Steigen war, jetzt sinkt sie. Dort

lockt die Hoffnung schmeichelnd, die Ahnung rührt sich leise im Hintergrunde; hier wird die bange Furcht immer gewisser, getäuscht wird jede Hoffnung, sie schwindet im Augenblicke, wo sie am lebendigsten war, und gebiehrt nur gröſsern Schmerz. Von Friedland ist der Geist der freyen nur von ihm beherrschten That gewichen, die trügliche Gestalt zu halten wähnend, verliehrt er jeden Fuſsbreit des schwererrungnen Bodens, und immer enger eingeschlossen stürzt alles in den jähen Abgrund.

In *Prag* soll, nach groſser Berechnung, der Abfall anheben durch den Glauben, daſs es in *Pilsen* schon geschehen sey, und diese Hauptstadt das Pils'ner Heer bestimmen.

Die Prager Truppen wissen es nicht

anders,



Als daſs die Pils'ner Truppen uns gehuldigt;
Und hier in Pilsen sollen sie uns schwören,
Weil man in Prag das Beyspiel hat gegeben.

Im stillen Schooſse der Seinen erwartet Friedland den Ausgang seines Plans, damit ihnen durch jenen dieser eröffnet werde. Er schmeichelt sich mit groſsen Hoffnungen und wiegt sich noch in kühnen Phantasie'n, während ihm die Warnungsstimme der stillen Bescheidenheit zuruft, die *Gattin*, die schon oft des Lebens Freude und des Lebens Kränkungen mit ihm ertragen und sich in sein Schicksaal ergeben hat. Sie ist still und häuslich, und wie der Mensch sich bald der Freude und des Gräms bescheiden lernt, sein blindes

Auge nicht grüſsere Gefahr stets sieht, als die ihm schon begegnet, nach dieser alle Zukunft miſst; so ist die höchste Furcht ihr, es könne noch wohl so werden, wie einst am Regensburger Reichstage, und ihr Kummer, daſs Thekla nun eine gütige Pathe in der Kaiserin verlohren habe." Das fürchterliche Unglück, das auch sie umzieht, rührt sie nicht auch mit dem kleinsten Vorgefühle. Auf Wallensteins Leben öffnet sich jetzt allmählich der Rückblick. In voller Blüthe seiner freyen Kraft tritt er zuerst aus der *Herzogin* Munde vor uns hin:

Der ersten Jahre denk' ich noch mit Lust,
Da war er noch der fröllch Strebende,
Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer,

Noch nicht die Flamme, die verzehrend ras't!

Und so mahlt er sich uns immer lebendiger vor, bis die Erinnerung an die ersten frohen Jugendjahre mit seinem Tode zusammenfällt.

Allmählich fangen die gefaſsten Hoffnungen sich nun zu lösen an. Der Terzky wird zuerst um ihre letzte Zuversicht bange, als Thekla, deren unschuldiger Sinn sie lange nicht versteht, nun ihren Plan begreift, und gleich zerstöhrt:

Was kann hier gut werden?
Wir sind getrennt, getrennt auf immerdar.
Ach davon ist nun gar nicht mehr die Rede!

So steht ihr Ohr nur offen der Stimme im Innern, so treu und folg-

sam gehorcht sie ihr! Auch des Vaters Anblick verwundet sie, da sie sein Vergehen weiſs, des Wohllauts Stimme, sonst so klar, verstummt, und die Laute entsinkt ihrer Hand. Und als dieser das Geheimniſs ihrer Liebe vernimmt, da geht der Terzky ein fürchterliches Licht auf, und auch sie, die fest Vertrauende, befällt jetzt der bange Zweifel. Die Krone, welche Friedland zu erlangen hofft, will er auf Thekla's Haupte wiedersehn;

Sie ist mir ein langgespartes Kleinod,
Die höchste letzte Münze meines Schatzes.
Nicht niedriger fürwahr gedenk' ich sie,
Als um ein Königsscepter, loszuschlagen.

Aber schon naht sich dumpf der ferne Sturm, der ihm das Diadem hinwegnimmt, und noch tönt die bedächtige Warnung:

O mein Gemahl! Sie bauen immer, bauen
Bis in die Wolken, bauen immer fort,
Und denken nicht dran, dafs der schmale Grund
Das schwindelnd schwanke Werk nicht tragen kann!

als um den schlummernden in Träumen schwärmenden Schiffer der finstere Orkan schon brauset. Im Lager fängt die Gährung an, ein Unglücksbote kommt nach dem andern. Alle sind gewichen, nur Buttler ist getreu. Und dieser gerade, langsam tödtend, bringt kalt die schreckliche Post von Octavio's Spiele, vom mifslungnen Unternehmen in Prag,

von Friedlands, Kinsky's, Terzky's, Illo's Achtung.

Da seht den Helden, bewährt im mifslichsten Gedränge des Streits. Wuth und Schrecken befällt die gemeinen Seelen. Er, aller festen Hoffnung auf Andre jetzt beraubt, vom alten Kriegsgefärthen bitter getäuscht, ist gänzlich an sich selbst zurückgewiesen, er fühlt die eigne Kraft wieder, die nun nicht mehr im Zweifel eines freywilligen Angriffs schwankt, die für Haupt und Leben zu fechten Recht gewinnt

Es ist entschieden — nun ist's gut — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsquaalen,
Die Brust ist wieder frey, der Geist ist hell,

Nacht muſs es seyn, wo Friedlands Sterne strahlen.
Mit zögerndem Entschluſs, mit wankendem Gemüth
Zog ich das Schwerdt, ich that's mit Widerstreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben.
Nothwendigkeit ist da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.

Es ist auch nicht sein Unglück, es ist die tiefe Wunde, die Octavio ihm schlägt, was den menschlich groſsen Helden schmerzt. Um desto schauderhafter ist es, daſs er vertrauend zu den Freunden flieht, die er zu halten glaubt, und indem er klagend sich beruhigt, sich, o der Arme! an sein Verderben

lehnt, in Buttlers Busen sein Gesicht verbirgt:

ich stützte mich auf ihn, wie ich
Auf *deine* treue Schulter jetzt mich
stütze.

O wohl! doch trügt sie ihn nur noch tückischer, sein warmes Herz ist einem kalten ehernen Busen übergeben.

Fast ist der Herzog nun wieder so einsam, wie damals, als er vom Regensburger Fürstentage ging. Doch glüht ihm noch, wie vordem, das schaffende Mark in der Brust und schnell wird eine neue Welt aus ihm hervorgehn. Noch sind Terzky's und Buttler's Haufen sein, 16000 Schweden erwartet er morgen, und bald scheint ihm ein neuer Strahl der trügerischen Hoffnung. Zehn Kürassiere vom Regimente Piccolomini, die

von ihm selbst die Wahrheit vernehmen wollen, hat er durch seines Geistes Kraft gewonnen, schon siegt die Überredung, sie hören mit Feuer die Stimme des gewohnten Führers; — siehe da zerfliegt urplötzlich die lockende Gestalt und Buttler zerreifst mit schadenfroher Hand des Herzogs Werk. Die Nachricht, dafs Terzky's Grenadiere die kaiserlichen Adler von ihren Fahnen reifsen, sprengt schnell die Kürassiere wieder auseinander, und:

Buttler! Buttler!
Ihr seyd mein böser Dämon!

ruft Friedland ihm erschütternd zu. Doch hält er ihn noch frey von böser Absicht:

Der *Freunde* Eifer ist's, der mich
Zu Grunde richtet!

Wieder belebt die Hoffnung sich, doch nur um alles, was sich liebt, unwiederbringlich von einander zu reissen. Max, der schon aufgegebne, erscheint ein Gott in ihrer Mitte, und alle rührt ein Hauch von neuem Leben. Aber keinen von allen, die seiner harren, wollt' er sehen; von Thekla will er Besiegelung seines Entschlusses, von ihren Lippen den letzten Abschied. Und wohin geräth er? Da wo sich die ganze Last der grausenvollen That auf ihn wälzt, wo des Vaters Schuld ihn drückt, er die Schmähungen der Schlechten duldend hören, wo er den Glanz des Angebeteten vor des Verbrechens Nacht erloschen sehn muss, aus welcher auch ihn der allverderbende Blitz ereilt, wo noch zweifelhaft in ihm die Liebe und des Herzens Wahr-

heit kämpfen, und alle alten Rechte des Freundes ihren Anspruch laut geltend machen. Doch wie leicht und mächtig hebt sich die Unschuld in reinem Lichte vor der schuldbefleckten Welt!

Der Gott, dem du dienst, ist kein Gott der Gnade!
Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu schliefsen,
Folgst du des Herzens wildem Trieb allein.
Weh denen, die auf dich vertrau'n, an dich
Die sichre Hütte ihres Glückes lehnen,
Gelockt von deiner gastlichen Gestalt!
Schnell, unverhofft, bey nächtlich stiller Weile,

Gährt's in dem tück'schen Feuerschlunde,
ladet
Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
Treibt über alle Pflanzungen der Menschen
Der wilde Strom in grausender Zerstöhrung!

Indessen sammelt sich vor dem Hause sein Regiment, sie fodern ungestüm den Jüngling, den Wallenstein als Geifsel für seinen Vater behalten will, denn nun sind alle Bande der Freundschaft mit ihm gelöst. Der Aufruhr wächst, die Schaar droht wüthend, richtet Kanonen auf das Haus, sogar der Adjutant des Herzogs fällt ihren Schüssen. Da ermannt er sich in aller Feldherrnwürde:

Sie sollen
Mein Antlitz schauen, meine Stimme
hören.

. . . . Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer', und
schnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der em-
pörte Sinn
In's alte Bette des Gehorsams wieder.

Stille und heiliger Friede ist während dessen bey der Liebe, aus ihr fliefst labende Ruhe mitten in der Gährung und wehmüthige Sehnsucht kühlt die mächtig bewegte Phantasie. Ob umher man sich mühe, sie zu fesseln, defs achtet sie nicht! Zwar bietet Therese Terzky ängstlich alles auf, die Nichte von der Wichtigkeit des Augenblicks, dessen ganzes Schicksaal jetzt in ihrer Hand sey, zu überzeugen, zwar schweigt der edle Jüngling von nichts, was theure Kinderpflicht jetzt heischte; doch als er fragt:

Kannst du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe?
Erkläre, daſs du's kannst, und ich bin euer!
Doch spricht dies unbestochene Orakel:
Geh und erfülle deine Pflicht. Ich würde
Dich immer lieben. — Aber Reue soll
Nicht deinerSeele schönenFrieden stöhren!

M a x.

So muſs ich dich verlassen, von dir scheiden.

T h e k l a.

Wenn du dir selbst getreu bleibst, bist du's mir,
Uns trennt das Schicksaal, unsre Herzen bleiben einig!

So schwindet auch diese Hoffnung! Ein lauter Vivatruf errchallt in dem Augenblicke, erwartend klopft das Herz —

als Friedland, der sonst hohe, unbeugsame, zurückkommt, finster und matt im Gefühle der verlohrnen Allmacht. Die Truppen wollten ihn, den allgebietenden Feldherrn, nicht mehr hören, sie fielen mit Musik ein, und ein betäubendes Geschrey trug, statt seinen, des Kaisers Namen in die Lüfte. Nirgendwo erscheint er tragischer, selbst da nicht, wo er blutend vor uns liegt. Der flüchtige Wechsel des Lebens und des Glücks drückt schwer auf seiner Seele, schweigend arbeitet er unter der Last, und war er allenthalben stark, hier fühlt er desto tiefer, von welcher Höhe er herabgesunken.

An Max hängt sich immer schwerer das Gewicht des Schicksaals. Seine Truppen füllen den Saal und lauter und lauter ruft ihn ihr kriegrisches Spiel.

Alles wendet sich von ihm, kränkt ihn, mit Treulosen sieht er den Herzog umgeben, keiner, der ihm für sein theures Leben bürgte, und Buttler, der es ihm geloben soll, verweigert ihm sogar, als einem Verräther, die Hand. Alle Opfer des Schicksals sind hier versammelt mit ihrem Mörder, und Thekla, Max, die Herzogin, die unschuldigen unter ihnen, ganz allein in sich selbst verschlungen, diese mit mütterlicher Zärtlichkeit gebeugt über die lange Umarmung des Abschieds, die nicht hört, was um sie tobt, bis der Saal sich immer dichter füllt, dringender die Hörner rufen und Wallenstein die Liebenden mit einem fürchterlichen: *Scheidet*! trennt. Von der Welt ist Max nun gerissen und vom Leben, wild kocht es in seinen Adern, und verzweifelnd



wirft er sich dem Verhängnisse hin, das ihn hinwegreifst.

In *Pilsen* ist der Herzog jetzt nicht mehr sicher, er eilt nach *Eger*, um dort noch festen Grund zu fassen, und Buttler selbst muſs ihm beym Commendanten den Empfang bereiten. Er führt ihn wie gefangen mit sich ein, die Freystatt hat er ihm zum Gefängnisse, ja sollt' es seyn, zum Ort des Todes ausersehn, und wie er sie betrat, war ihm jeder Rettungsweg abgeschnitten.

Jetzt lagert sich immer ahnungsvollere Stille umher, und auf dem finstern Grunde mahlt sich nur heller des Herzogs Bild. Wie wenn einladend das schöne Leben ihn zu halten strebte, so wandeln nun die Geister entflohener Jahre noch vorüber, gleich Ossians Geistern von den Wolken tönt immer

schauderhafter ihr Ruf, und weckt schwermüthige Bilder, je tiefer des Todes Dunkel niedersinkt.

Der Commendant von Eger, *Gordon*, war Friedlands Busenfreund, am Hofe zu Burgau zugleich mit ihm erzogen. Auch dieser soll zu seinem Sturze die Hände bieten, der Vertraute der ersten Jahre, welcher so oft vor Übermuth und Vermessenheit ihn warnte, soll ihn büſsen sehn den Lohn verschmähter Warnung. Er kann's nicht glauben, daſs Wallenstein den Schritt gethan, und streitet noch mit Buttler, seinem Landsmanne und Freunde. Des Herzogs Unterredung mit dem Bürgermeister, die sie belauschen, mindert seine Zweifel, und eben deutet dieser das Zeichen der drey Monde, als er Buttlern erblickt, und fürchterlich sehn

wir die Dolchsgestalten gegen ihn gerichtet. Doch waltet er frey und unbefangen, wie in Tagen guter Ordnung.

Auch wendet sich alles zu seinem Vortheile. Er gewinnt die Bürger, sein Anhang wächst, und der unerwartete, Sieg der Schweden scheint gütige Begünstigung des Glücks. Er ist nur ein Vorbote des Unglücks! Das erste Opfer fiel, Max Piccolomini, und der Streich trifft gewaltig Friedlands Herz. Er zeigt Gordon deutlich des Herzogs Absicht, befestigt Buttlern im fürchterlichen Vorsatze und jener kann dem Willen des Mächtigern nicht widerstehn. Schon sind Terzky und Illo dem Tode bestimmt. Den Abend wollen sie bey einem Schmause die Ankunft der Schweden feyern, und gerade, als über ihr schwarzes

Verhängniſs gerathschlagt wird, rasen sie in schrecklicher Verblendung:
Die Unglückseeligen! Wie ahnungsvoll
Sie in das ausgespannte Mordnetz stürzen
In ihrer blinden Siegestrunkenheit!

Die ausgelaſsne Freude beschleunigt ihren und des Herzogs Untergang. Vergebens wendet sich Gordon an Buttler's Felsenherz; die Ehre steht auf dem Spiele, sie muſs gelöset werden! Morgen werden die Schweden einziehn — die Nacht noch muſs der Streich geschehn. Aus dem Hefen der Menschheit sind Mörder für ihn auserlesen, den Mann, der über alles sich erhebt, fest ist alles bestimmt und der verderbenschwangre Abend sinkt hernieder.

Zum letzten Male erscheint da Friedland im Schooſse der Seinen, nicht mehr der fröhlichen, wie noch vor wenig

Tagen, wo er die Tochter aus der Mutter Hand empfing, und seine Hoffnung auf ihr jungfräuliches Haupt niederlegte. Heiteres Erwachen, düstre Ahnung war Thekla's Leben — jetzt ist die schreckliche Gewissheit da. *Sie* machte die Liebe gross und stark! Die erste Botschaft vom Tode des Geliebten überraschte sie niederschlagend; jetzt nimmt sie mit erhabnem Schmerze sein volles Leiden in ihre Seele auf, alle Pfeile ladet das Schicksaal erbarmungslos auf sie aus, und die unschuldigste von Allen treffen am härtesten seine Schläge. Doch ist ihr Geist schon nicht mehr da, wo das Schicksaal Macht hat, in heil'ger Wehmuth weilt er auf dem schönen Bilde der kurzen Liebe, und ein mächtig Sehnen zieht sie zu dem Geliebten hin. Durch Nacht und Dun-

kel eilt sie nach dem Stifte, wo sein Körper ruht, ihr Schicksaal ist nicht so ungewiſs, um nicht die bängste Ahnung zu erwecken, noch so gewiſs, daſs deutliche Bestimmung eines heroïschen Entschlusses ihrer gehaltenen Milde widerspräche.

Wen füllt aber nicht bey ihrem Scheiden das innigste Erbarmen mit dem Geschicke der Menschen! Die Frühlingssonne lockt schmeichelnd die zarten Blumen aus dem sichern Schooſse der treuen Mutter, mit vollen Kelchen saugen sie in ihren Strahlen fröhliches Gedeihn, frische Hoffnung spielt um sie in linden Westen, und liebend blicken sich einander an des Frühlings holde Kinder! Da fährt in einer tückischen Nacht des Nordes kalter Hauch einher, das junge Laub erstarrt ob seiner giftigen Berüh-

rung, jammernd siehst du das frische Leben und die Liebe entfliehn und sterben, nicht deine Klage deine Sorge vermögen sie zu halten — aber mit heiligen Ernst' im Busen erkennest du das Loos der Sterblichkeit!

Auch Wallenstein naht es sich mit starken Schritten! Der morgende Tag, so hofft er, soll der Anfang des erneuerten Strebens seyn, und mit den Worten:

Die Vestung
Soll sich euch aufthun morgen, wenn
ihr kommt!

entläßt er den schwedischen Hauptmann. In diesem Vertraun entschlägt er sich jetzt aller Gedanken an seine Pläne und seine Lage, Ruhe senkt sich auf ihn herab, und nicht mehr der Feldherr, der hochstrebende Held, der

edle Mensch erscheint vor uns. Nur neben solcher Milde vermag solch Unglück uns zu rühren! Wenn in des Helden Busen ein menschlich fühlendes, ein sanftes Herz schlägt, dem des Lebens höherer Reiz nicht fremd war, das alle feinern Empfindungen theilt, wenn um die Fülle der Kraft der Schönheit Kranz sich schlingt; o dann ist keine Ader des Gemüths, die nicht bey seinem Falle blutete. Auch in Friedland glänzet hell jede Spur der Sanftmuth und Milde, durch welche er sich so enge an unser Herz schmiegt. Die edle Freundschaft seines Max, die zarte Neigung zu der jungen Seele, in welcher er sich verjüngt erblickte, sie war der schönste Schmuck des Heldenhauptes. Doch nimmer erfuhren wir so, mit

welch liebendem Stolze er ihn trug, als jetzt, da er ihm gewaltsam entrissen ist —

Die Blume ist hinweg aus meinem Leben
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir wie meine Jugend.
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend.
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.
Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg aus meinem Leben!

Still versinkt er darüber in sich selbst und in schwermüthige Phantasieen. Durch's Dunkel der Nacht in den wei-

ten einsamen Hallen wandeln schon die Geister der schicksaalersehenen Stunde. Am Himmel ist geschäftige Bewegung, sein Stern ist verschwunden, und der Glaube der alten Hoffnung giebt ihm treue Verkündigung des nahen Unglücks. Die Schwester enthüllt in der Erzählung angstvoller Träume das Loos des nächsten schwarzen Augenblicks. Er ist verblendet, erstorben ist der Glaube, und sein Herz gleich sorglos wie die Schmausenden, deren Musik vom lichterhellten Schlosse herüberhallt und bald vom Rufe des Todes unterbrochen werden soll.

So sind wir denn vor jedem Feind bewahrt,
Und mit den sichern Freunden eingeschlossen!

wähnt er unbekümmert, als der Commendant ihm die Schlüssel der Ve-

stung bringt, die ihn fest in sein Verderben schlossen. Er überläſst sich unbewehrt der sichern Ruhe, obgleich kein Augenblick hier ohne ominöse Winke ist, welche den Schlag, der bald geschehn soll, vorbereiten. Beym Entkleiden springt ein Glied aus der Ordenskette, die ihm der Kaiser einst, das erste Zeichen seiner Gunst, umhing. Sie war bisher ein Talisman, der alle Gefahr von ihm wandte — nun sieht er alles gar vernünftig ein, legt alles sehr natürlich aus, was ihm sonst bedeutungsvoll würde geschienen haben.

Das erste Mal erinnert er sich jetzt seines Lebens mit Gordon am Hofe zu Burgau. Lächelnd gedenkt er, wie dieser immer den Sittenrichter spielte und darum in solcher Mittelmäſsigkeit geblieben sey, indessen ihm selbst

noch auf dem offnen Meere des Glücks der Stern der Hoffnung leuchte. Die alte Stimme ist noch nicht verstummt, die ihn damals warnte, das Leben hat die frühe Lehre ihr bewährt. Aber sie verhallt an seinen Ohren. Umsonst fällt Seni ihm zu Füßen und verkündet die böse Constellation, vergebens fleht er, sich nicht den Schweden zu vertrauen, deren Nähe seinen Untergang herbeyführt, umsonst der Commendant. Es ist spät, das Schloſs ist dunkel und gefallen sind schon die in sein Schicksaal sich selbst verwebten. Noch einmal sieht er seinen alten Diener vor sich auf den Knieen — auch dieser Arme soll mit ihm ein Opfer werden! Er denkt, es sey ihm nur um sein Gütchen im Kärnthnerlande zu thun, verspricht ihn zu entlassen, und geht nun:

Heut sollst du mir zum letzten Male
leuchten!

und im Weggehn wendet er sich noch um:

Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieser letzten Tage Quaal war
groſs!
Sorgt, daſs sie nicht zu zeitig mich er-
wecken!

Die ihn erwecken, daſs er wieder in den eisernen Schlaf versinke, erscheinen bald, und Buttler trägt das Zeugniſs der auf dem Schlosse schon vollbrachten That. Vergebens bietet Gordon alles auf, ihn zurückzuhalten; sie sprechen laut, der Diener bittet, den Herzog nickt zu stöhren im sanften Schlummer. Umsonst, der Anfang ist gemacht, zwey Schlachtopfer liegen auf

der Burg, Trompetenton erschallt, es sind die Schweden:

Auf euren Posten Commendant!

ruft Buttler, schleudert Gordon fort, dringt mit seiner Schaar über des Dieners Leichnam ins Schlafgemach, durch die grausenvolle Stille tönt kurzes Waffengeklirr, und des Herzogs, wie dort Agamemnons, Todesruf. Indem kommt ängstlich die Terzky, den Bruder suchend, Thekla ist nicht zu finden, ihr Mann kehrt nicht zurück. Eilend stürzt auch Gordon herein, die rasche That zu hemmen — nicht die Schweden sind's, Octavio selber zieht in Eger ein! Doch schon ist's vorbey und

Es ist zu spät!

spricht Buttler kalt. In Aufruhr ist das ganze Haus, die erschrockne Die-

nerschaft rennt durch einander, den Ausweg suchend, und jeder trägt die Beute des reichen Hauses.

Im Augenblicke, wo Piccolomini erscheint, wird des Herzogs Leichnam vorbeygetragen auf einem rothen Teppiche, und vollendet sehn wir das Schicksaal, sein Werkzeug neben dem, welchen es traf! Solch schrecklichen Ausgang hat jener nicht geahnet:

Gott der Gerechtigkeit! ich hebe meine Hand auf,
Ich bin an dieser ungeheuren That
Nicht schuldig!

Und doch wälzt Buttler die Last auf ihn

Ihr sä'tet Blut,
Und steht bestürzt, daſs Blut ist aufgegangen!

Seine rasche That soll des Kaisers Belohnung rechtfertigen!

Nun gleicht sich alles aus in gemeinsamer Trauer; auch Octavio's Haus ist verwaiset und kinderlos. Mit den Worten:

O Gräfin Terzky mufst es dahin kommen!
Das sind die Folgen unglückseel'ger Thaten!

empfängt er die blafs hereinschwankende; und mit eben dem Rechte erwiedert jene.

Es sind die Früchte Ihres Thuns! Der Herzog
Ist todt — mein Mann ist todt — die Herzogin
Ringt mit dem Tode — meine Nichte ist verschwunden!
Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet und durch alle Pforten

Stürzt das erschrockne Hofgesinde fort.
Ich bin die letzte drin; ich schloſs es ab
Und liefre hier die Schlüssel aus!

Sie bittet um Begräbniſs des Fürsten in der Karthause, die er selbst gestiftet, um Ruhe für sich und ihren Mann bey ihren Ahnen. Noch einmal ermannt sie die sinkenden Kräfte und wankt hin mit den Worten:

Ich habe Gift!

So liegt nun alles in grausiger Zerstöhrung, keine Freude mehr ist der Fürstenhut Octavio, den er für so viel Jammer am Ende erhält, das Schicksaal zieht in dumpfer Stille gesättigt sich zurück, lange hallt sein fürchterlicher Ton noch nach im ernsten Gemüthe, und eine Stimme erhebt sich im Innern, welche den Sterblichen lehrt, sterblich zu denken (θνητὸν θνητὰ φρονεῖν)

dem falschen Boden nicht zu trauen, auf dem er wandelt, nicht stolze Hoffnungen zu fassen, und in stiller Genügsamkeit sich zu bescheiden.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend
loben!

Nicht Hoffnung mögt' ich schöpfen aus
dem langen Glück,
Dem Unglück ist die Hoffnung zugespendet,
Furcht soll das Haupt des Glücklichen
umschweben,
Denn ewig wankt die Waage des Geschicks!

So tönt es überall aus der Tragödie der Griechen, so auch hier. *Des Schicksaals eiserne Gewalt, fürchterlich den Mann umstrickend, der sie zuerst gereizt, auf die zurückfallend, die ihr dienten, und zermalmend alles,*

was sich ihnen näherte, *ist das Thema des Wallenstein*; und als seine *Basis* läſst sich annehmen *Göthe's* Ausspruch im *Meister*: „Das Schicksaal muſs im Drama immer fürchterlich seyn, und wird im höchsten Sinne tragisch, wenn es schuldige und unschuldige von einander unabhängige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt.“ Dies ist der Schlüssel des Ganzen, und seiner Ökonomie, und *in wie weit* die griechische Tragödie die nemliche Richtung hat, steht es ihr gleich.

Aber hier, glaube ich, ist die Gränze, wo der *Wallenstein* stehn bleibt, und das attische Drama sich über ihn erhebt.

Denn wenn es Hauptneigung der Tragödie ist, eine tragische Handlung,

von der Seite des Schicksals aufgefaſst, darzustellen, wenn sie also, wie es in der vorliegenden geschieht, alles häuft, was diese Darstellung groſs, voll und stark machen kann, so mag sie wohl heilige Scheu und Demuth erwecken, auch mag sie erhabne Gefühle erregen, *so lange* man den Helden mit jener übermenschlichen Gewalt ringen sieht. Aber durch seinen Fall schlägt er nieder und verwundet tief; so wie er erliegt verschwinden diese Gefühle, in Kleinmuth mögen sie sich verwandeln, wenn von jener Niederlage nichts übrig bleibt, das sie höher stimmt, und der Anblick einer allgemeinen Verwüstung, aus der kein Phönix sich erhebt, Erbitterung oder Ängstlichkeit zurücklassen.

Doch ist der Mensch Bürger wohl noch einer andern Welt, als der, wo

das Schicksaal Macht hat — die ewige Sehnsucht ist dessen Urkunde; und nicht in ängstlicher Bangigkeit, mit frey waltendem Muthe soll er leben. So will es auch der *gesunde* Mensch, dem überall nicht Abhängigkeit von der Natur gefällt. Und nur was der Geist als seiner würdig erkennt, kann Gegenstand eines Kunstwerks seyn von so hohem Style als ursprünglich die Tragödie ist, die in aischyleischer Gröſse und sophokleischer Anmuth vollendet war. Oder sträubt sich nicht etwa auch unser Gemüth, in jener Marmorgruppe ein Bild des bloſsen Leidens zu sehn, und was ist es in diesem Leiden, das wir suchen und worin wir ruhen?

Jeder Widerstreit, in welchen der Mensch gesetzt wird, ist vergeblich und unnütz, wenn man ihn nicht in schö-

nern Frieden auflöst. Sie erscheinen so selten und so Wenigen die Augenblicke der *göttlichen* Trauer; aber wohl denen, die sie kosteten, wenn sich durch sie Feuer des Lebens, lebendiges Gefühl des höhern göttlichen Daseyns entband! Nicht jeder wandelt zur Höhe der Vollendung auf den Rosenpfaden der Liebe. Ach dies war das Loos nur *eines* glücklichen Geschlechtes, welches unter hellenischem Himmel sanft und frey die Blume der Menschheit entfaltete! Durch tobende Stürme bricht Manchem erst der erfreuliche Lichtstrahl. Und der Sturm soll hier nicht seyn, ohne neue Sonne, nicht niedergeschlagen werden soll der Mensch, ohne daſs man ihn wieder aufrichte, und er nun ein Gott einherwandle; und vollendet wird erst der erhabne Anblick des Streites

durch den glorreichen Lorbeer des Triumphs.

Im *Wallenstein* sehn wir nur Verheerung, der Geist entschwindet nicht leicht in seine heimischen Regionen, keine von ihm verklärte Gestalt, wie im *Egmont*, steigt schwebend auf mit der Palme der Unsterblichkeit, welche den Eindruck des grausigen Werkes mildert und uns das Leben wieder lieb macht. Nur unsre Sehnsucht ist gewaltig aufgeregt, nicht die Brust wieder in Liebe und Ruhe verschmolzen.

Dagegen die *alte Tragödie* in ihrer Vollendung — um alle Sehnsucht zu stillen, regt sie wohl alle auf; aber auch keine bewegt sie leise, die nicht vollkommen befriedigt würde. Wohl führt sie den Menschen auf den schwankenden Boden, der ihn trägt, schreckt

ihn durch die Mächte, welche ihm überall drohn, füllt ihn mit heiliger Wehmuth über das Loos der Sterblichkeit; aber sie zeigt ihm auch das Unsterbliche, weckt die Kraft auf, die ihnen zu widerstehn vermag, und indem sie diese mäſsigt durch Anmuth und Schönheit, versetzt sie ihn in die Stimmung, welche ein gedeihliches fröhliches Menschenleben macht. Das ist auch erst die aristotelische *Reinigung der Affecten*, welche durch Mitleid und Furcht nur hindurchgeht, nicht aber in ihnen stehn bleibt. Denn wer in allen den innern Revolutionen geläutert ist, oder, um mit *Jacobi* zu reden, wer mit dem Herrn gerungen und diesen lautern Sinn voll Heiterkeit und Wohlwollen gewonnen hat, sicher eines bessern Da-

für Unglück, sondern auch dafür nicht, durch eine fürchterliche That Werkzeug des Schicksaals zu werden, das Liebste was er hat, mit eigner Hand zu vernichten — alle sind unversehens gefangen. Sie wähnen sich frey und glauben den Freund gerettet. Dann schwillt in junger Fülle der Accent der Freude und hebt sich oft zu dithyrambischer Begeisterung. Aber hohnlachend bricht das Schicksaal hervor, und täuscht so lange mit wechselnden Tönen der Hoffnung und Furcht, bis es zuletzt einen gewaltigen Accord greift, der das innerste Leben erschüttert, mit welchem aber auch alle seine Kraft dumpf verhallt.

Von dieser Art sind die *Trachinierinnen* des *Sophokles*. Herakles hatte nemlich Dëianeira, die Tochter des

Königs Oineus in Aitolia geheirathet, aber unvorsätzlich den jungen Eunomos, einen Verwandten des Königs, getödtet, und mufste nach alter Sitte aus dem Lande fliehn. Als er mit seiner Gattin an den Fluſs Euenos kam, traf er daselbst den Kentaur Nessos, welcher auf seinem Pferderücken die Menschen über den Fluſs trug. Dieser wagte es, an Dëianeira, als er sie übersetzte, gewaltthätig Hand zu legen, fiel aber von den Pfeilen des Heros, die ins Gift der lernaiischen Hydra getaucht waren, durchbohrt. Tücke sinnend und Rache rieth der Sterbende Dëianeiren, das aus der Wunde vom Pfeile geflossene Blut zu bewahren, vor Licht und Wärme es zu schützen, um es einst als Liebesmittel gegen Herakles gebrauchen zu können. Das arglose Weib traute dem

verderblichen Rathe, und nur zu bald hatte er Erfolg.

Herakles begab sich mit ihr nach Trachis am malischen Busen, zog aber bald wieder von dannen auf Thaten aus. Beym Abschiede bestellte er sein Haus, und hinterliefs der Gattin den Bescheid, dafs er entweder in funfzehn Monden, heimkehren, und dann hinfort in Ruhe und Glück leben, oder, nach dem dodonaiischen Götterspruche, binnen der Zeit sterben werde.

Dieser critische Zeitpunct ist jetzt da, gerade mit ihm hebt das Drama an. Die Fürstin Dëianeira in ahnungsvoller Besorgnifs um ihren Gemahl, von dem ihr lange nicht Kunde geworden, theilt ihren Kummer der alten Dienerin mit, und noch ist diese beschäftigt, sie zu berathen, als ihr Sohn Hyllos herbeyeilt und berichtet, Herakles habe in

Lydia der Omphale gedient, und ungewiſs meldet, daſs er jetzt Oichalia auf der Insel Euboia belagre. Die Orakelsprüche wegen seines Vaters treiben ihn wieder, diesen auszuforschen, und er selbst wie der Chor der Mädchen aus Pleuron vertrau'n auf Zeus Schutz, der trotz alles Ungemachs doch vom Hades seinen Sohn immer bewahre, und so tönet des Chores Lied:

1. Strophe.

Welchen das sterbende Dunkel der Nacht
Gebiert, deſs Flammen in Schlummer
es senkt,
Helios Helios fleh' ich,
Dieses verkünd' er, Alkmena's Sohn,
Wo ach weilet er mir?
Der du in funkelnden Strahlen glühst,
Wo in des Meers geengten Buchten,
Wo auf den doppelten Vesten ruht er?
Sag' es mir an du allsehenden Auges!

1. Gegenstrophe.

Sehnen erfüllt die im Streit er gewann,
Die Fürstin Dëianeira, nach ihm;
Gleich dem geängsteten Vogel,
Wieget in Schlummer nie thränenlos
Sie den sehnenden Blick,
Nähret des Gatten gedenkend stets
Furcht um den Zug, im mannberaubten
Lager verschmachtend in tiefer Schwermuth,
Und in der Ahnung gramvollen Geschickes!

2. Strophe.

Denn wie des mächtigen Notos
Oder des Boreas Wogen
Fluthend auf weitem Meere du siehst,
Wie sie sich heben und sinken;
Also den Kadmoserzeugten
Nähret und hebet des Lebens Noth,
Gleich den kressischen Fluthen.
Aber vom Hause des Aïs

Wehret ein schützender Gott noch
Unverletzet ihn stets zurück.

2. Gegenstrophe.

Drum will erfreuliche Worte
Wider dein Sorgen ich reden.
Nimmer, so denk' ich, müsse dein Herz
Freudige Hoffnung verstoſsen.
Denn es verhängte den Menschen
Zeus, der allwaltende Herrscher, nicht
Kummerlose Geschicke.
Freude ja wechselt und Trauer
Allen im Kreise, des Nordsterns
Ewig zirkelnden Bahnen gleich.

Epodos.

Nicht bleibt immer das Dunkel der Nacht
Den Sterblichen, nicht das Todesgeschick,
Oder des Reichthums Glanz: In schnellem
Fluge enteilen sie. Freude, Betrübniſs
Folget dem Menschen in ewigem Wechsel.
Drum wanke nicht, o Fürstin,

In hoffendem Vertrau'n!
Denn sah wohl einer Zeus
Je der Söhne also vergessend?

Auch Dëianeira scheint nichts anders jetzt zu fürchten, als daſs Herakles den neuen Streit nicht bestehn werde, nur darauf richtet sich alle ihre Furcht und Hoffnung. Von zuversichtlicher Freude wird sie daher erfüllt, als ein Bote berichtet, er sey nicht bloſs Sieger, sondern kehre auch schon triumphirend zurück, und der Chor bricht in Jubel und Frohlocken aus.

Dëianeira.

O Zeus, des Oita unbeschornes Haupt
Bewohnend, Freude gabst du, wenn auch spät!
Auf jauchzt, ihr Weiber, welche drinnen sind,
Und welche drauſsen, unverhofft ja glänzt

In dieser Botschaft uns des Glückes
Strahl

Chor.

Auf nun, ertönet ihr Hallen
Mit fröhlichem Jubelgesang!
Es erschalle blühender Jungfrau'n
Und der Jünglinge feyerndes Lied!
Apollon den Beschützer,
Den Bogengewaffneten — auf
Ihr Jüngling' erhebet den Paian! —
Mit der ortygischen Schwester
Artemis, singet,
Der fackelleuchtenden Jägerin
Und der Nymphen begleitenden Chor!
Ich schweb' im Reigen zum Flötenton
Deiner Begeisterung Bakchos erfüllt,
Sieh, es ergreift mich,
Euoi! der rankende Thyrsos
Treibet mich fort in den bakchischen
Kreis!

Io, io Paian! —

Hier, hier, geliebte

Gebieterin, hier siehst du offenbar

Der Freude Zeugniſs!

Bey den letzten Worten sieht der Chor den Herold Lichas mit dem Zuge gefangner Weiber herannahn, welche Herakles vorausgesendet, während er selbst noch dem kenaiischen Zeus Siegesopfer bringt. Jetzt wird die Hoffnung volle Gewiſsheit und alle Gefahr scheint verschwunden. Noch ist Dëianeira frey; aber selbst in jener Beute des Siegs ist das, was den Stachel in ihre Seele wirft, und sie zur That reizt, die sie dem Verhängnisse unterthänig macht. Jole, die Tochter des Königes Eurytos von Oichalia war die Ursach gewesen, daſs Herakles die Stadt belagert und zerstöhrt hatte, denn er liebte die

Jungfrau und ihr Vater versagte sie ihm. Sie ist mit im Zuge, und gleich bey ihrem Anblicke ahnet Dëianeira, daſs diese ihres Gatten Liebe gewonnen, versteckt jedoch ihre Empfindung unter dem Scheine des Mitleids.

Dëianeira.

Wer bist du, unglückseel'ges Weib? o rede!
Bist Mädchen, bist Gebährerin? du scheinst
Jungfräulich von Gestalt, doch edler Art. —
Weſs ist die Fremde, Lichas? wer die Mutter,
Und wer der Vater, der sie zeugte? — sprich!
Denn sie hat mich vor allen tief gerührt,
Weil zarten Sinn's ich sie allein erblicke!

Lichas.

Wie weiſs ich's? Wie auch fragst du mich? — Vielleicht
Ein Zweig aus angesehnem Stamm des Volks.

Dëianeira.

Nicht wo die Tochter des Königs Eurytos?

Lichas.

Ich weiſs es nicht, auch hab' ich's nicht erfragt.

Dëianeira.

Weiſst auch den Namen nicht von den Begleitern?

Lichas.

Mit nichten! Still verrichtet ich mein Werk.

Dëianeira.

Sprich Arme! rede selbst mir! denn auch dies



Ist Kummer, nicht zu wissen, wer du seyst? —

Lichas.

So wenig, als vorhin, wird sie den Mund
Dir öffnen. Denn nicht wen'ger und nicht mehr
Hat irgend sie geredet, sondern stets
Tief seufzend unter ihres Unglücks Last
Weint sie, die Arme! seit ihr Vaterland,
Das luft'ge, sie verlassen. Ihr Geschick
Wohl hart ist's, doch verstattet's noch Geduld.

Nun arbeitet's in Dëianeira's Seele. Lichas gedachte es gut zu machen, wenn er ihren Namen und Herakles Liebe zu ihr verschwieg. Nicht minder aufrichtig meint es der Bote, indem er die Wahrheit ihr erzählt, so wie er sie vernommen, und Lichas muſs alles ge-

stehn. Gleichwohl ahnet Dëianeira, so wie der Chor, nichts Schlimmers, als, daſs es ein Spiel der Kypris sey; den Ausgang der Orakel halten sie für überstanden. Es ängstigt sie, ihres Gemahls Liebe, an welchen sie so innig sich anschmiegt, verlohren zu haben, und mit der, welche sie ihr raubte, unter einem Dache zu wohnen.

Denn keine Jungfrau mehr, die Gattin hab'
Ich aufgenommen, wie die Last ein Schiffer,
Ein drückend Gut dem Herzen. Und wir zwey
Wir soll'n in eines Mann's Umarmung ruhn? —
Den Lohn der langen Hausbewahrung schickt
Der Gatte Herakles, der sonst so treu

Und gut gepries'ne! Dennoch kann ich
ihm
Nicht zürnen, der an jener Krankheit
viel
Schon litt. — Daſs aber sie in einem
Hause,
Des Ehebetts Genossin, mit mir wohnt,
Welch Weib kann das ertragen! Denn
ich sehe
Der Jugend Schmuck in jener lieblich
aufblühn,
In dieser welken: An jener weidet sich
Der Blick von dieser kehrt der Fuſs sich
weg.
Drum fürcht' ich, Herakles wird mein
Gemahl
Nur heiſsen, und der Jüngern Gatte seyn! —
Doch, wie ich sagte, zürnen ist nicht
schön
Für ein verständig Weib. . . . .

Jetzt glaubt sie, sey es Zeit, des Kentauren Philtron zu gebrauchen, bestreicht, nichts Böses fürchtend, ohne die Probe zu machen, nur der Liebe des Gatten gedenkend, ein Feyerkleid damit, welches sie dem Lichas übergiebt, mit dem Auftrage, es sorgfältig verschlossen zu halten, bis Herakles bey den Siegsopfern sich damit schmücke, und der Chor erwartet, ihn bald zu Hause zu sehn unter Jubel und Frohlocken. Aber der Saame des Unglücks war nun einmal ausgestreut in dem was des Glückes Werkzeug seyn sollte. Und noch wünscht der Chor: „Mög' er bald kommen, und nicht ruhn das Schiff, eh' er angelangt, vom Altar der Insel, wo er jetzt opfert, mög' er rastlos eilen, von der Bezauberung Reiz durchdrungen, nach dem Rathe

des Kentauren!" — als die bange Ahnung schon wirkt, Dëianeira die zu spät gemachte Probe ängstlich erzählt, und ihren Entschluſs auf den schlimmsten Fall andeutet.

Wohin, ich Arme, wendet sich mein
Geist?
Ich seh ein schrecklich Werk von mir
vollbracht! —
Warum denn und wofür gab der Kentaur
Mir sterbend diese Gunst, um die er
starb? —
Nicht also! — Den zu tödten, welcher
ihn
Erschoſs, bethört' er mich! — und nach
der That,
Wo nichts mehr hilft, erkenn' ich seine
List.
Denn ich allein, wenn mich der Sinn
nicht täuscht,

Ich Unglückseel'ge, werde ihn verderben.
Selbst, weiſs ich, einen Gott hat dies
Geschoſs
Verletzt, den Cheiron, aus der eignen
Hand
Entfallend, und es tödtet jedes Thier,
Das es berührt; und dieses schwarze
Blutgift,
Des Nessos Wund' entronnen, sollt'
auch ihm
Nicht tödtlich seyn? — Ich fürcht' es
nur zu sehr! —
Doch ist mir's fest beschlossen, wenn
er fällt,
Ohn' Aufschub mit zu sterben. Denn
in Schmach
Zu leben ist dem Weibe unerträglich,
Der Edelsinn ihr einzig Kleinod ist.

Denn sie hatte Wolle mit der Salbe bestrichen am Tagslichte, und augen-

blicklich war diese auf dem Boden in Asche verwandelt. Alles drängt sich rasch, im Augenblicke, wo die Ahnung aufsteigt, wird sie bestätigt. Hyllos kehrt zurück, mit Verwünschungen, statt freudiger Botschaft, und erzählt, was geschehn war, während man hier nur fürchtete.

Hyllos.

O Mutter, Eins von Dreyen wünsch' ich dir.
Dafs du nicht lebest, oder Mutter seyst
Von einem andern, oder für dein Herz
Dir irgendwo ein befs'res tauschen mögtest!

Dëianeira.

Was ist's, das ich so Hassenswürd'ges that?

Hyllos.

So wisse, deinen Gatten, meinen Vater,
Ja meinen Vater, mordest heute du!

Dëianeira.

Weh mir! o Kind, welch Wort hast
du gesprochen!

Hyllos.

Das ungeschehn nicht werden kann! Denn wer
Macht unerzeugt was schon das Tagslicht sieht?

Dëianeira.

Wie redest du, o Sohn? Wer sagt' es
dir,
Daſs du so ungeheurer That mich zeihst?

Hyllos.

Ich selbst vor Augen sah die bittre
Quaal
Des Vaters, nicht erzählen hört' ich sie.

Dëianeira.

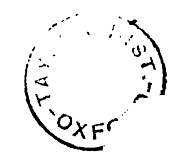
Wo aber war er, und wo trafst du
ihn?

Hyllos.

Wenn du es wissen mußt, so will ich reden!
Als er die Stadt des Eurytos zerstöhrt,
Und zu dem meerumspülten Vorgebirg'
Euboia's, nach Kenaion, mit des Sieg's
Tropä'n und Erstlingsraub gezogen war,
Da weihte er dem väterlichen Zeus
Altär' und ein belaubtes Heiligthum.
Hier sah' ich ihn mit sehnsuchtsvoller Lust!
Und schon bereitet' er das Opferfest,
Als ihm von Haus sein Herold Lichas kam,
Und dein Geschenk, das Todeskleid, ihm brachte.
Er zog es an, wie du es ihm befahlst,
Und opferte, zwölf Stiere sonder Fehl,
Als Erstlingsgab', und hundert Stück vermischt

Von allen Heerden führt' er zum Altar.
Wohl prangt zuerst der Arme, frohen Muths,
Sich freuend des Gewandes und des Schmucks!
Doch als des heil'gen Opferfleisches nun
Die blut'ge Flamme zehrt' und fettes Holz,
Drang Schweiſs ihm aus der Haut, es schloſs sich eng
An seine Seiten, wie von Künstlers Hand
Ihm angeschmiegt, der Rock um jedes Glied,
Und reiſsend Zucken drang durch sein Gebein.
Wie so des Drachen blut'ges Gift ihn fraſs,
Schrie er dem unglückseel'gen Lichas zu,
Der schuldlos war an deiner Frevelthat,

Welch tückisches Gewand er ihm gebracht!
Ganz arglos sprach der Atme, dein Geschenk
Sey es allein, so wie es auch gesandt war.
Und jener, als er's hörte und der Schmerz
Der Zuckung ihm die Eingeweyd' ergriff,
Faſst' ihn am Fuſsgelenk' und schleudert ihn
An einen meerumspülten Fels. Umher
Sprützt' aus zerschmettertem Schädel weiſses Hirn
Und Blut mit Haaren untermischt. Hell schrie
Das ganze Volk, bejammernd seine Wuth
Und Lichas Tod, und keiner wagt' es, ihm



Zu nahn, denn unter lautem Angstgeheul
Warf bald der Krampf ihn nieder auf das Feld,
Bald hob er ihn empor, es hallten rund
Euboia's Vorgebirg' und Lokris Höh'n.
Matt sank er endlich hin, nachdem er viel
Am Boden sich gewälzt und viel geschrie'n,
Dein Unglücksbett, der Schändlichen, verfluchend,
Und Oineus Ehestiftung, welcher ihn
Mit seiner Mörderin vermählt. Und als
Er sein entstelltes Aug' aus dichtem Staub
Aufschlug und thränenströmend mich im Volk
Erblickte, schau't er hin zu mir und sprach:
„O Sohn, o komm, und flieh mein Leiden nicht,

Nicht wenn mit mir dem Sterbenden du stürbst!
O trage mich von hinnen, laſs mich ruhn
Da wo kein menschlich Auge mich erblickt!
Erbarmst du dich, so führe schnell mich fort
Aus diesem Land' und laſs mich hier nicht sterben!"
Wir legten, sein Geheiſs erfüllend, ihn
In einen Kahn, und landen ihn mit Noth
Den Stöhnenden im wilden Krampf. Alsbald
Seht ihr noch lebend ihn, vielleicht schon todt! —
Das, Mutter, sannst dem Vater, thatest du!
Und möge Dike dir, die Rächerin,

Vergelten dir Erinnys! also fluch'
Ich, wenn es recht ist — und es ist's!
du selbst
Verstiefsest alles Recht, den ersten Mann,
Wie keiner mehr auf Erden lebt, ermordend!

Stumm, wie der tiefste Schmerz sich bey den Griechen immer äufsert, entfernt Dëianeira sich, und der Chor vernimmt schon, dafs sie auf dem Bette der Liebe sich erstochen, als er nur wähnt, sie werde jetzt sehr jammern und weinen. Hyllos ihr Sohn, welcher ihr geflucht, war der erste Zeuge, der sie in ihrem Blute sah und söhnte über dem Leichname der Mutter sich mit ihr aus. Wie sie starb erzählt die betagte Amme:

Als sie ins Haus allein gegangen war,
Und Hyllos ihren Sohn im Hof' erblickt',

Ein Lager bettend zum Empfang des Vaters,
Verbarg sie sich da wo sie niemand sah,
Und schluchzt', am Altar niederfallend, daſs
Sie nun verwittwet; wo sie ein Geräth
Berührte, das die Arme sonst gebraucht;
Da weinte sie, und ängstlich hie und da
Im Hause irrend wo sie einen sah
Der lieben Hausgenossen, weinte sie,
Die Unglückseel'ge, klagend ihr Geschick
Und ihr hinfort nun kinderloses Gut.
Als sie von Klagen lieſs, da sah ich sie
In Herakles Gemach sich plötzlich stürzen,
Und hier erblickt' im Dunkeln ich versteckt
Das Weib mit Decken Herakles Ruhbett
Belegend. Als sie dies gethan, so sprang

Sie drauf, und setzte mitten auf das Lager
Sich hin, ihr brach der Thränen heisser Quell
Hervor und schluchzend sprach sie: „O mein Brautbett,
Du Lagerstätte, lebt hinfort mir wohl!
Nicht mehr empfangt ihr mich auf diesen Decken!“ —
So sprechend lös'te schnell sie ihr Gewand,
Wo es die goldne Spang' am Busen hielt,
Und entblößte ganz die linke Seit' und Schulter.
So schnell ich konnte lief ich, ihrem Sohn
Zu melden was die Mutter itzt begann.
Und in der Zeit, wo hin und her wir eilen,

Sehn wir mit einem doppelschneid'gen Schwerdt',
Ihr Herz durchbohrt. Es weinte laut der Sohn,
Wie er dies sah, denn nun erkannt' er erst,
Der Arme, daſs die That aus Leidenschaft
Sie unterfing, spät von den Hausgenossen
Belehrt, daſs willenlos und vom Kentaur
Berückt, sie dieses that. Nicht ruht' er da,
Der unglückseel'ge Sohn, von Thränen nicht
Von Klagen und von Küssen, sondern legte
An ihre Seite sich und seufzte viel,
Daſs er sie ungerecht der Schuld geziehn,

Und weinte, wie er beyder nun zugleich,
Des Vaters und der Mutter, sey verwais't.
Also begab sich dies! — Darum wer zwey
Der Tage rechnet oder mehr, der ist
Bethörten Sinn's; denn Morgen ist dir nicht,
Eh du nicht wohl den heut'gen Tag verlebt!

Jetzt naht Herakles selbst. — Doch den Ausgang der Tragödie zu entwickeln verschiebe ich dahin wo es passender seyn wird, so wie eben da auch vom Oidipus, dessen Geschichte ebenfalls unter die erwähnte Art der Handlungen gehört, weiter geredet werden soll.

Solche Peripetieen, wie die in den beyden *Oidipus* und den *Trachinierin-*

nen, fehlen, wie gezeigt, im *Wallenstein* nicht, ja die ganze Handlung beruht auf einem grofsen unverhofften Glückswechsel. Illo's und Terzky's Verblendung, womit sie nach dem Siege der Schweden in ihr Fallstrick rennen, erinnert an Aigisthos in der *Elektra,* der neben Klytaimnestra's verdecktem Leichname noch frohlockt über Orestes vermeinten Tod, und selbst das Tuch aufhebt, das ihm sein und ihr böses Geschick verbirgt. Und Wallensteins ruhige Sorglosigkeit selbst in der Stunde des Verhängnisses ist um so rührender, je weniger sie an Übermuth und Vermessenheit gränzt.

Doch kommt es *hier* nur darauf an, die gänzliche Unabhängigkeit der angeführten tragischen Handlungen von ir-

gend einem menschlichen Entschlusse und Vorsatze zu bemerken. Oidipus wird gewahr, daſs er alle seine schauderhaften Thaten begangen, als er schon ganz von ihren Folgen umstrickt ist. Dëianeira bereitet dem Herakles ein Werkzeug des Todes, das Mittel seyn sollte, seine Liebe zu gewinnen, Lichas bringt ihm als Schmuck der Siegesfeyer das Kleid, dessen Gift mit glühendem Schmerze sein Fleisch verzehrt, Hyllos flucht seiner Mutter, die er für wissentliche Verbrecherin hält. Lichas wird am Felsen zerschellt, Dëianeira ersticht sich, und der Mutter Tod erst enthüllt dem Sohne ihre Unschuld. Sie bereiten Verderben ihrem angebeteten Heros und büſsen schwer die That die nicht aus ihrem Willen floſs. Hier leiden nicht bloſs Unschuldige mit, die

ganze That ist Folge nicht der geringsten Schuld. Ihre Quelle liegt sehr fern im Nessos, den ja Herakles selbst erschoſs, weil er die Gattin angriff, und am Ende, wie sich zeigen wird, knüpft sie sich an das Schicksaal in der alten Vorhersagung des Zeus, sein Sohn werde nicht von einem der Lebenden, sondern von einem Todten sterben. Dem Verhängnisse fällt der Heros, nicht der Gattin; grausam zwang es diese und den treuen Herold, ihm die Hand zu bieten, und giebt ihnen selbst Verderben zum Lohne.

Solche Thaten sind verhängniſsvoll und schauderhaft auch ohne den Glauben an Schicksaal. Auch *Aristoteles* zieht sie mit Recht den bewuſsten und vorsätzlichen vor: „Besser ist es," sagt er in der *Poëtik*, „daſs unwissend

die That begangen werde, und nachher erst die Einsicht folge; denn hier ist nichts Gräſsliches, und die Einsicht ist erschütternd." Bey ihnen, oder durch solche Anordnung eines Mythos, ist es noch immer möglich, Handlungen, wie die der alten tragischen Heroën auf die Bühne zu bringen, die, ohne das Abscheuliche, welches eine vorbedachte That in unsern Augen immer haben muſs, gröſsere Rührung bewirken, und keiner *Erklärung* durch's Schicksaal bedürfen werden. Der Held der Tragödie ist in ihnen immer ein Mann, der, nach *Aristoteles*, „ohne vorzüglich tugendhaft und gerecht zu seyn', aus groſser Ehre und Glück, nicht durch Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit des Characters, sondern durch irgend ein Versehen, in's Unglück stürzt."

Wie viel Mühe es nämlich dem Dichter des *Wallenstein* gekostet hat, seine Begebenheit als Werk der Nothwendigkeit darzustellen, sieht man sehr deutlich. Gröſstentheils ist dies auch durch die bloſse Anlage, durch die Bildung des Stoffes selbst erreicht. Es ist sehr klar entwickelt, wie der Herzog durch die Verkettung der Umstände zu dem Schritte gedrängt wird, wie dieser selbst die Loosung ist, die ganze Maschiene in Bewegung zu setzen, keine der Hauptpersonen, Buttler ausgenommen, ihm persönlich übel will, der eine aus zu groſser Ehrsucht, der andre aus Hang zum Wohlleben und Besitz ihn treibt, Piccolomini ohne weiters Nachdenken nichts als seine Pflicht zu thun glaubt, wenn er ihm entgegenwirkt, und den endlichen Ausgang keineswegs beabsichtigt.

Dennoch kommt, ohngeachtet sich dies alles schon aus sich selbst genug erklärt, noch viel rhetorisches Räsonnement zu Hülfe, wodurch wiederholt das Schicksaal ganz bestimmt als Ursach von dem Allen dargestellt wird. Ja, weil doch am Ende die Vollziehung der That von dem bedachten, lange überlegten und wohlberechneten Entschlusse Buttlers abhängt (denn wiewohl er in der Hitze ihn faſste, so erwägt er ihn doch nachher oft und kalt genug); so macht dieser, da kein Pylades ihn, wie dort den Orestes in den *Choëphoren* an das Orakel des Loxias erinnern kann, sein Vorhaben sich selbst durch eine darüber angestellte Reflexion zum Werke des Geschicks. Dessen wird er uns nun, der feinen Dialektik ohngeachtet, weder überreden, noch konnte dem wah-

ren Buttler, dem rohen von beleidigtem Ehrgeize geblendeten kalten Groll hegenden Krieger, es wohl einfallen, eine solche Reflexion zu machen. Hier wo nur Vorhaben und Absicht *sichtbar* ist, soll Raisonnement die Sache, das Schicksaal, suppliren. Und das Nämliche ist der Fall da wo der Herzog nun verblendet keinen andern Ausweg zu sehn glaubt, als den Abfall vom Kaiser. Wer in einer solchen Lage noch zu denken fähig ist, ob das Schicksaal Ursach seiner Handlungen sey, kann überhaupt noch sich Rechenschaft über ihre Quellen ablegen, und handelt nicht vom Schicksaal getrieben und gezwungen. Zudem ist Wallenstein ein so poëtischer Character, daſs auſser diesem gar nichts weiter nöthig war, um die That vollständig zu verstehn und gehörig zu fassen.

Aber alle die durch die Stücke zerstreuten Sprüche über Verhängniſs und Schicksaal, die häufig sehr schön eingewebt sind, häufig am unrechten Orte stehn, sollen für eben so viele lichte Stellen gelten, durch welche in's Innerste und den höhern Zusammenhang der Handlung helle Blicke gethan werden können. Doch solche Puncte müssen sich in dem Werke selbst finden, ohne daſs Absicht dabey durchschimmert, und der That die Erklärung zur Seite steht.

Wir finden das Sententiöse zwar ebenfalls bey *Aischylos* und *Euripides*: Bey beyden aus verschiednen Gründen. *Aischylos* fühlt den Kampf der Freyheit und des Schicksaals zuerst recht tief, dies Gefühl ist sein Element, und daraus entspringt sein bestimmter

Character. Daher kehrt er so oft und tief in dasselbe zurück, und giefst es aus in grofsen schwangern Sprüchen, etwa wie in einem Fragmente der *Niobe*:

Mein Geist, der droben einst im Himmel war,
Zur Erde steigend ruft mir also zu:
Bedenke, Menschenglück nicht sehr zu ehren!

Bey *Euripides* sieht man hingegen deutlich das Gesuchte und Angelegte. Er war durch Philosophie gebildet, und hatte viel über das Leben gedacht. Wo sich nun eine Sentenz anbringen liefs, da heftete er sie an, und sie sind bey weitem heterogener, kleinlicher, als die im *Aischylos*, der sie doch immer tief aus dem Ganzen greift. So sind seine Tragödien häufig, ihrer übri-

gen Vortrefflichkeiten unbeschadet, Träger seiner philosophischen Grundsätze.

Ganz anders ist es in dem herrlichen *Sophokles*. Überall leuchtet in ihm die reinste Klarheit des Sinns, die gröfste Gewandheit des Geistes, und die Macht hervor, welche dieses einzige Genie über den Stoff hatte, ihn zu bilden und zu gestalten. Dieser ist nicht wie mit Mühe verarbeitet, sondern leicht und harmonisch seinem stillen gedeihlichen Boden entwachsen. Die äufsere Gestalt seiner Kunstbildungen schmiegt sich, wie es nicht anders seyn sollte, enge an die Kraft, welche sie belebt, alles schliefst sich frey an eine Hauptgestalt, und sie sind wie von selbst zu einer schönen symmetrischen Gruppe geformt. Überhaupt ist in ihnen die vollendetste innere und äufsere

Symmetrie und Selbstgenügsamkeit des Kunstwerks zu seiner Erklärung. Nur wenn seine Helden, oder sein Chor in das innigste Gefühl ihrer selbst eingehn, sich zu den Höhen der Menschheit erheben, da lassen sie wohl einen klaren Tropfen ihrer Begeisterung fallen, und das Gemüth, welches er berührt, durchbeben stille Schauer.

So glaube ich nun, wenn in der Handlung selbst nur Schicksaal genug ist, darf es nicht erst noch ausdrücklich genannt und in Reflexionen als Quelle derselben aufgestellt werden. Jeder weiſs denn doch, was er sich bey ihnen zu denken habe. Den Alten erklärte der Orakelspruch die Begebenheit, uns die genaue Entwickelung und rich-

tiges Motiviren derselben. *) Und mehr Schicksaal dürfte wohl in keinem tragischen Süjet seyn, als in denen von der eben beschriebnen Art. Daher sind sie vielleicht für unser Zeitalter, wenn man die ächte Tragödie herstellen will, die passendsten. Sie werden am stärksten das Herz rühren, am leichtesten die Phantasie erwärmen, und uns in den alten Glauben an Schicksaalsmächte (versteht sich, nur für die Zeit, wo wir das Stück sehn!) hineinlocken, welcher durch hinzukommendes

*) Wenn man in antikem Geiste dichtet; so muſs alles genau zusammenstimmen, aber dabey muſs der Dichter fein zu sondern verstehn, was der Tragödie überhaupt wesentlich, und was bloſs lokal und darum zufällig ist.

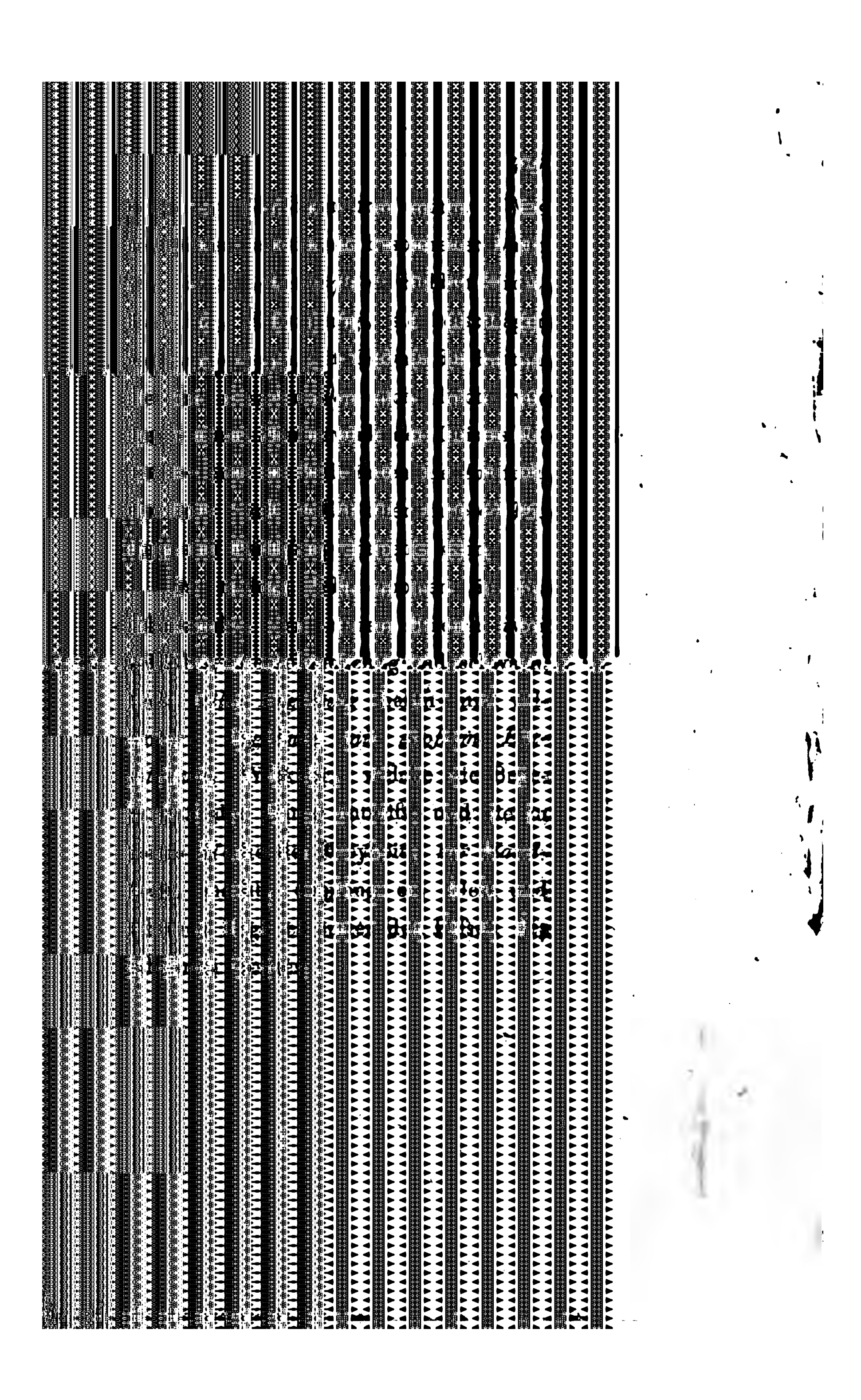
Raisonnement dann gewiſs erschwert, oder ganz zerstöhrt würde.

Mag aber auch in der alten Tragö- die Begebenheit so schauderhaft, so mit Bedacht vollzogen seyn, als sie will, so bietet sie doch niemals dem Sinne bloſse Niederlage dar, ohne von der andern Seite dem Gemüthe gröſsere Kraft einzuflöſsen.

Häufig geschieht dies durch die Erhabenheit des Helden selbst mitten im Ruin seiner irrdischen Hoffnungen. Selten wird er nämlich vom Verhängnisse so überrascht, daſs mit dessen äuſserstem Angriffe schon seine Existenz aufgehoben, oder die Besonnenheit ihm geraubt wäre. Entweder wissen sie ihr unvermeidliches Geschick schon voraus, wie Prometheus im *Aischylos*, Eteokles und Polyneikes in ihm sowohl als

im *Euripides*, Aias und Antigone im *Sophokles*. Oder ihr Leben sinkt nicht sogleich im heftigsten Sturme, sie haben noch Zeit ihre ursprüngliche Kraft desto mächtiger zu fassen, und das Schicksaal zu überwältigen.

Im erstern Falle schlagen sie es schon im voraus durch den Muth, mit welchem sie ihm darbieten was es nehmen kann, und wenn sein Schlag kommt, so erschüttert dieser bey weitem nicht so sehr, als die siegende Freyheit begeistert. In der Art, wie dies geschieht, liegt eine sehr characteristische Verschiedenheit des *Aischylos* und *Sophokles*. Der erste von beyden ist aus dem oben angezeigten Grunde noch reizbarer, sein Gemüth ist leichter zu verwunden. Darum ist bey ihm alles wild und exacerbirt, wo *So-*



Wallenstein zeigt sich zwar groſs im Unglück, kraftvoll und selbsständig wie er allein steht und Alles ihn verlassen hat. Doch hat er bis zuletzt noch immer ganz andre Aussichten, als die Erwartung dessen, was zutraf. Es war bittrer als der Tod, daſs von seiner Seele alle sich losrissen, die er für treu hielt, seines Lieblings Schicksaal machte sein Herz bluten, und die menschlichen Empfindungen, die er da äuſsert, zieren ihn wohl so sehr, als ein standhaft erwarteter Tod.

Aber wohin endet das Alles? Sein ganzer voriger Glanz soll die Finsterniſs, die sich über sein Haus herabsenkt, schauderhafter — der groſse Geist, der von ihm ausgeht, der Widerstand womit er das eindringende Verderben aufzuhalten strebt, seinen jähen Fall desto

beklagenswerther — die schöne Menschlichkeit, so ihn bekleidet, sein grausames Verhängniſs um so rührender — alle die Hoffnungen, die ihn trügerisch umgaukeln, ihr plötzliches Verschwinden desto wehmuthvoller machen — die zerstöhrende Kraft des Schicksaals soll desto schrecklicher erscheinen, in dem, was sie zerstöhrt. Diese auch gut hervorgebrachte Wirkung liegt freylich im Wesen der Tragödie. Aber sie soll nur Mittel seyn zur Hauptwirkung, die im *Wallenstein* verlohren geht. Denn obgleich die Begebenheit in ihrem Umfange eine Folge von des Herzogs eignem Thun ist, so ist doch ihr Ausgang mehr Leiden als Handlung, wenigstens das letztere nur *negativ*, in wie fern er das *nicht* thun will, was seinem Schicksaale hätte vorbeugen können.

Und wenn man etwa sagte, aus seinem vorigen Benehmen lasse sich leicht schliefsen, wie er im äufsersten Falle, auch bey bestimmter Vorhersehung seines Schicksaals, sich würde gezeigt haben; so findet bey einem Kunstwerke Berechnung auf Schlüsse nicht Statt, wo nur die unmittelbare Anschauung gilt, und was der Beschauer sehen und fühlen soll, wirklich in der Darstellung liegen mufs. Hier aber sehn wir in der allgemeinen Verwüstung keine Spur mehr des Lebens, alle Gröfse, alle Schönheit ist verschlungen in den schwarzen Schlund des Todes, und keine Ahnung hebt uns in das Gebiet der Freyheit, die bleibt und wenn alles vergeht. Im Ausgange steht die Gräfin Terzky allerdings höher, als Wallenstein selbst.

Dennoch, wer mögte wohl, bey der gegenwärtigen Ökonomie des Stücks, wünschen, dafs Piccolomini um ein Paar Minuten früher gekommen sey, und des Herzogs Tod gegen solche Rettung vertauschen? Ich sehe wohl, dafs der *Wallenstein* sich nicht gut anders behandeln liefs; aber ich meine, dafs sich gar wohl Süjets und Mythen finden liefsen, in denen man die Tragödie der antiken näher bringen könnte, welches allerdings geschehn mufs; ehe der Reichthum moderner Cultur mit ihr vereinigt werden kann.

Was aber überall die Seele auf den Fittigen der Liebe über die Herrschaft der Nothwendigkeit erhebt, ist der *alte Chor*, vornemlich des *Sophokles*, in welchem er seine ganze eigenthümliche Function hat, da er im *Aischylos*

zu sehr handelnd, im *Euripides* oft zufällig ist. Ich verweise hierüber auf das schon oben vom Chore Gesagte und als Beyspiel vorzüglich auf die Chöre in der *Antigone*.

Der Chor ist überhaupt ein integranter Theil der Tragödie, welche ohne dieses lyrische Princip ihres höchsten Zweckes verfehlt. Aber er muſs sich auch in seinem Tone eben so über die Handlung erheben, als das Drama selbst über dem Kreise des gewöhnlichen Lebens steht. Ist dieses durch's jambische Metrum feyerlicher und abgesondert, so schwingt jener sich in freyem begeisterten Fluge über die Scene des Kampfes mit lyrischen Weisen, auſser wo er in seinem Koryphaios in den Dialog mit eintritt. An der Handlung darf er nicht Theil nehmen, denn er bewegt sich

frey und bleibend, trotz des Wechsels und Endes, in ihrer Mitte, er stellt Vereinigung, nicht Trennung, dar. Er ist von keiner Parthey, sondern faſst beyde zusammen und macht ihre Reflexe. Er befördert nichts, bringt die Handlung um nichts weiter, darf sie aber auch nicht aufhalten; *) er fürchtet nur, billigt und miſsbilligt, râth selten. Er dient nicht, zu beleben, sondern Ruhe in die heftigste Empörung, stille Sehnsucht in den Anblick des Streits, und milde Linderung in die Empfindung des Leidens zu gieſsen.

*) Darum wäre also wohl *Euripides* nicht, mit *Corneille* und Andern, zu tadeln, weil in der *Medeia* der Chor die Ermordung der Kinder nicht zurückhält.

Soll die Tragödie hergestellt werden, so wird sie es nur vollständig durch den Chor. Und dieser muſs dem Wesen nach vorhanden seyn, nicht bloſs mit Namen, wie in einigen französischen Stücken, wo er im Grunde so viel als nichts bedeutet. Die handelnden Personen müssen von ihm gesondert werden, und seine Tänze nicht gaukelhafte Ballets, sondern die feyerlich ernste ἐμμέλεια der Alten seyn, die neben Gesang und Ton auch durch Bewegung das Gefühl andeutet, was der bloſse Gehalt der Rede nicht erreichen kann. *)

*) Aber zu einer Reform unsrer Tragödie gehört wohl Manches, das schwerlich je zu Stande kommen wird. Das Erste wäre, daſs man aufhörte, sie als eine Partie der Ergötzung, als Zeitvertreib zu betrachten,

Im *Wallenstein* ist viel Chormäſsiges im Max und in der Thekla.

---

sondern sie behandelte, sowohl von Seiten der Schauspieler, als des Publicums, mit der Heiligkeit und Ehrfurcht, die einem Kunstwerke, wie sie ist, vor allen gebührt. Nur an zwey jährlichen Festen gab man sie in Athen als eine heilige Feyer der Götter; der Dichter, welchen Dionysos selbst, wie dort *Aischylos*, zu seinem Priester weihte, war zu verschiedenen Zeiten mit Acteur und zugleich Directeur seiner Schauspieler, er selbst studierte sie ein, konnte sie lange üben, und durch die feurige Theilnahme eines ganzen kunstliebenden Volkes und den glorreichen Kranz des Sieges wurde er hinlänglich gelohnt. Die Tragödien waren nur auf Aufführung, nicht auf Lectüre berechnet. Und hier denke man sich die groſsen Theater, wo alles in Ton und Gestalt angelegt war,

Jedoch dient das Lyrische in ihnen ebenfalls nur, das Tragische des Ganzen zu mehren. Der stille Friede ihrer Seele, die Erhebung über alles, was sie umgiebt, in die Welt ihrer Liebe, soll nicht wieder Harmonie in das entzweyte Gemüth bringen. Es soll desto mehr zerrissen, desto heftiger erschüttert wer-

die Handelnden wie Erscheinungen, ihre Sprüche wie Nachklänge aus einer andern höhern Welt aufzunehmen, und die Zuschauer aus dem niedrigen Kreise des Lebens in die Ideenwelt zu heben. Dabey dann den allgemeinen für's Grofse und Aechte empfänglichen Sinn, der nicht an allen den conventionellen Bedenklichkeiten hing, auf welche unsre Welt sieht. — Bis wir dahin kommen ist's noch weit. Für jetzt mag man wohl zufrieden seyn, das Vortrefliche nur lesen und im Stillen lieben zu können.

den, wenn es diese Unschuldigen in den allgemeinen Ruin mit fortgerissen sieht.

Man rechne es der alten Tragödie doch ja nicht als Fehler an, daſs sie die Liebe verschmäht um stärker zu rühren. Elegie und Ode singt Sehnsucht und Liebe, „und nicht jedes Vergnügen muſs man,“ nach *Aristoteles*, „von der Tragödie verlangen, sondern ihr eigenthümliches.“ Und dies Eigenthümliche liegt schon in der ganzen Handlung, wird nicht erst durch gewaltsam zerstöhrte Liebe erregt. In unsern Trauerspielen ist diese das einzige Surrogat für alles andre Tragische. In *Schillers* Tragödie kommt sie nur auſserdem noch hinzu, wie etwa die Liebe des Haimon und der Antigone bey *Sophokles*, obgleich auch diese nicht

eigentlich als Liebe motivirt ist, und *als solche* rühren soll, sondern nur als zur ganzen tragischen Verkettung gehörig dargestellt wird.

Doch können Max und Thekla nicht als dem alten Chore substituirt betrachtet werden, so beruhigend sie auch im Steigen der Handlung für uns seyn mögen, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie handelnde Personen und in den Ausgang zu sehr verflochten sind.

Noch mehr aber nähert sich der alte durch Erfahrung gereifte Gordon dem Wesen des Chores. Gerade ein solcher wäre passend in der Verwirrung, dem heftigsten Streite der Elemente, mit dessen Anheben er zuerst auftritt. Er stellt sich zwischen beyde, mahnt Buttler ab von seinem schrecklichen Vorhaben, zeigt Wallenstein die Unbeständig-

keit des Glücks, die Trüglichkeit menschlicher Hoffnungen, und die Wege des Schicksals, und von der andern Seite das Schöne der stillen Bescheidenheit, eines anspruchlosen genügsamen Lebens. Er trägt nichts zur Beförderung der Handlung bey: Vielmehr ist er für eine chorische Person nur zu sehr bemüht, sie aufzuhalten, und verräth dadurch zu deutlich seine Bestimmung, den Anschein der Nothwendigkeit, die nicht durch Bitten, Überlegen, Warnen sich brechen läſst, zu verstärken. Auch kann er deswegen nicht den alten Chor ersetzen, weil sein Ton nicht lyrisch genug ist und nicht durch das ganze Stück geht.

Überhaupt könnte dem alten Chore keine handelnde Person substituirt, er müſste ganz so eingeführt werden,

wie er in der sophokleischen Tragödie ist. Durch ihn wird sie erst vollendet, *eine vollständige grofse Lebensmelodie.* Schwermüthige und freudige Töne folgen in mannigfaltiger Mischung. Oft lockt uns ein steigender Accent zur höchsten Begeisterung — er verstummt und senket in düstre Trauer die Seele. Aber am Ende ist das Gemüth in eine stille ruhige Musik verschmolzen.

Doch können wir noch weiter gehn, noch einen höhern Gesichtspunct fassen, von wannen wir tiefer ins Innerste der alten Tragödie blicken, und sehn, wie *mehr Aussöhnung, als Darstellung der Verwüstungen des Kampfes ihr letztes Ziel; wie Verherrlichung der Freyheit, nicht des Schicksaals, ihr höchster Gipfel ist.* Dieser ist sichtbar in den Handlungen, welche mehrere mit

einander verknüpfte schauderhafte Begebenheiten zuletzt in einen schönern Frieden und fröhlichen Ausgang auflösen.

Nemlich schon wenn man nur die alten Tragödien jede einzeln für sich betrachtet, findet man, daſs nicht wenige von ihnen sich freudig schlieſsen. Man denke nur an die *Eumeniden*, den *Philoktetes*, *die Iphigeneia in Taurien* und andre. Der erste Versuch, dies zu erklären, ist natürlich der, daſs ein zweyfacher Ausgang der Tragödie, entweder gänzliche Zerstöhrung, oder Aussöhnung und Herstellung der Harmonie, möglich sey. Dies ist wahr und hilft aus, so lange man jede Tragödie als ein abgeschloſsnes und einzelnes Ganze für sich betrachtet.

Aber gerade viele von denen, welche einen solchen Ausgang haben, dürfen, wenn man sie ganz verstehn will, gar nicht einzeln genommen werden; von vielen läſst sich noch sehr deutlich die Verbindung aufzeigen, in der man sie fassen muſs, von andern läſst sie sich mit vieler Wahrscheinlichkeit muthmaſsen. Denn eben hier liegt der erste Sinn und die eigentliche Bedeutung der alten *Trilogieen.*

Ich mögte diese mit den Gruppirungen der bildenden Kunst, wo mehrere einzelne historisch zusammenhängende Figuren oder Handlungen, zu einem innerlich und organisch verwachsenen Kunstwerke zusammengebildet sind vergleichen. Die Beziehung der alten Bildhauerkunst und Tragödie auf einander, auch der Mahlercy auf die letzte,

ist überhaupt so groſs, daſs jene nur durch ; diese ganz verstanden werden kann, welches bey einer vollständigen Entwickelung der letzten gezeigt werden muſs. Die Ausbildung der erstern nach der Tragödie, und die Thatsache, daſs mehrere der vollendetsten Marmorbildungen, die wir kennen, seyen es Statuen oder Reliefs, Süjets der besten tragischen Stücke enthalten, bestätigt dies. In der That drängt es sich bey freyer geistiger Lectüre der Tragiker ganz unwillkührlich auf, die in eine Handlung verschlungenen Personen auch in eine Gruppe durch die Phantasie zu verflechten, und sich zur Anschauung hinzustellen: Und wiederum nur durch Auffinden des Punctes der Handlung und Versetzen in dieselbe, bekommen jene Werke der Bildhauerey Leben. *Gö-*

the's Erklärung des *Laokoon*, die Gruppe der *Niobe* u. a. beweisen dies. Weil nemlich die Tragödie das Höchste, Heiligste der Menschheit bewahrt, so hatte die Kunst, um dies in Bildungen für's Auge zu zaubern, keinen bessern Stoff, als den sie in jener schon ganz für sich zubereitet fand, zu dem sie fast ohne Wahl getrieben wurde. *)

---

*) Erklärt man die erwähnte Beziehung nur daraus, daſs der Bildhauer die flüchtige und schnellverschwindende Stellung des Schauspielers gehascht und in Marmor befestigt habe, so reicht man wegen der Art, wie die alten Acteurs decorirt waren, nicht aus. Gleichwohl läſst es sich nicht läugnen, daſs die Schauspieler durch ihre passenden Gruppirungen auf dem Theater vieles beytragen können, die Wirkung der Scenen, oder des Ganzen, tref-

Hellas war ein einziges organisches Ganze, und je mehr man es in diesem Geiste nimmt, desto tiefer dringt man in seine Bildung ein. Wissenschaft und Kunst, und Leben und Verfassung, alles griff eng in einander, und kein Theilchen läſst sich getrennt vom Ganzen verstehn, so wie das Ganze uns ewig nur Ruine bleiben, nie ganz erforscht werden wird, wenn nicht etwa durch ein Wunder alle Theile ergänzt, und ihr Überschauen und Durchschauen möglich gemacht wird. Kunst keimt aus Kunst, und jeder Theil der einzelnen erzeugt einen neuen, der den

---

fender und lebendiger zu machen, Ja ich glaube, dies sollte ein Hauptaugenmerk ihrer Kunst seyn.

Bildungstrieb fortführt, und die durch's Ganze verbreitete organische Kraft auf die mannigfaltigste Art schaffend darstellt.

Die Thaten der Götter und den Ruhm der Männer hatten die epischen Dichter in eine zwar sinnige, aber lose Verbindung gesetzt, und aus den Begebenheiten der Heroën und ihrer Geschlechter die cyclos gebildet. Diese nahmen die Tragiker auf und gestalteten sie mit Freyheit zu einem innern nothwendigen Zusammenhange, in welchem sie eigentliche πραγματεῖαι, fest verbundne Kreise von Handlungen, wurden. Sie leiteten diese durch mehrere Tragödien, und überlieferten sie wieder den Bildhauern, welche sie in Gruppen darstellten, oder ihre grofsen Fol-

gen in einer Reihe von Reliefs durchführten.

Keine πραγματεία steht wieder einzeln, sondern greift in mannigfaltigen Beziehungen in die übrigen ein, und wahrscheinlich verflocht der grofse Chor der tragischen Dichter sie alle erst unwillkührlich zu einem Ganzen, ihre Stücke webten und schlossen sich so durch einander, etwa wie *Sophokles Antigone* unmittelbar hinter *Aischylos Sieben gegen Thebe* tritt. Bilden doch die drey Tragiker, die wie ein fernes Zeichen uns winken, eine förmliche Trilogie, welche die grofse Folge des Ganzen andeutet. Denn nur aus der überströmenden Fülle erwachender Kraft im *Aischylos*, konnte die volle elastische Rundung des *Sophokles* entstehn, und nur nach dieser ho-

hen Vollendung *Euripides*, ein feiner Bildner der Theile, die allmähliche Auflösung der reinen tragischen Kunst andeuten. Im *Sophokles* ist aber noch die Tendenz seiner Stücke zu einem geschloſsnen Ganzen, zur Bewegung aller Kreise um einen Mittelpunct unverkennbar. Es finden sich deutliche Spuren des Zusammengreifens der Pragmatieen. Im *Aias* z. B. sind bedeutende starke Winke auf die *Orestias* (als v. 835. 1390) und wie die *heraklëische* Pragmatie in die *troïsche* einfällt, wird sich weiter unten darthun. Aber im Ganzen fühlen wir erst hier recht die Dürftigkeit unsrer Kenntnisse des griechischen Alterthums und lernen seine ehrwürdigen Reste innig lieben; denn gröſstentheils bleibt uns nur übrig zu diviniren und ungewiſs die Lücken anzudeuten. Da begrei-

fen wir erst, was *Fragmente* heissen. Wir nennen das so, worin oft der ganze volle herrliche Geist des Hellenen gebannt ist, und bedenken nicht, daſs auch die gröſsern Stücke nichts als traurige Fragmente sind!

Wie die Massen so schlossen zuerst die Theile sich an und in einander. *Verstattete es nur irgend der Stoff,* so vereinigten sich mehrere einzelne Tragödien zu einem Ganzen, und müssen, *wenn sie in solcher Verbindung stehn* (sie aufsuchen kann man aber wenigstens bey jeder) nur in derselben genommen werden. Jedes einzelne Stück einer Trilogie (nicht drey Stücke, die bloſs hinter einander aufgeführt wurden, sondern die in reellem innerm Zusammenhange stehn) enthält zwar eine *für sich völlig abgeschlossene, allein auf sich*

beruhende tragische Handlung. Aber in dieser liegen schon Keime, die wieder auf eine folgende deuten, welche ebenfalls ausgebildet werden mufste. *) So entsteht eine Verknüpfung mehrerer tragischer Begebenheiten, die, um sie ganz zu fassen, bis zu ihrer Beendigung verfolgt werden muſs, und da gerade findet es sich, daſs eben die Stücke, welche sich mit einem fröhlichen Ausgange schlieſsen, einer solchen Häufung schauderhafter Thaten, oder des Leidens, ein Ziel setzen. Nimmt man

*) In manchen sind diese schon im vorhergehenden Stücke zu sehr in Thätigkeit gesetzt. Daher erklärt es sich, wenn in einigen das Drama weiter geht als eigentlich die Sphäre seiner Handlung reicht, wie z. B. in *Aischylos Sieben gegen Thebe.*

jede derselben einzeln, so erblickt man nichts als gehäuftes Unglück und Zerstöhrung. Sie verschwinden, sobald man nur alle zusammengehörenden Stücke verbindet, aus deren letztem dann trotz der Niederlage der Sinnenwesen, Aussöhnung, trotz der Frevelthaten, welche in Verblendung der Menschen das Schicksaal an einander kettet, Freyheit und Muth über die Trümmer weht; und, wie in der Marmorgruppe das Göttliche uns aus der Noth, die es umgiebt, mit den gen Himmel gewandten Blicken gen Himmel trägt, so errichtet Liebe und Religion auf ihnen ihre ewigen Tropäen.

Und solche Trilogieen in eins zu fassen, war dem Alten ohne Schwierigkeit möglich. Denn jedes einzelne Stück war ein scharfbegränztes, leicht

zu überschauendes, und darum leicht faſsliches Gebilde, nicht gröſser etwa, als einer unsrer Acte, aber klarer und reiner von allem Fremdartigen, als eins unsrer modernen. Wurden sie auch nicht alle so unmittelbar hinter einander gegeben, wie die *Orestias* des *Aischylos*, so hindert doch nichts, sie so viel wir können so zu vereinigen, oder wo uns Data fehlen, aus einer solchen Vereinigung zu erklären, wie es der Geist ihrer Verfasser und ihr Inhalt fodert. *Sophokles* fing, wie bekannt, überhaupt an, nur einzelne Stücke aufzuführen, statt daſs gewöhnlich drey, wenn auch von ganz verschiedenem Stoffe, nach einander gegeben wurden. Er dichtete seinen *Oidipus auf dem Kolonos* lange nach dem *Könige Oidipus*, und doch sind beyde

für einander integrant, worüber *Jacobi* in den *Briefen eines einsamen Denkers* im ersten Jahrgange der *Horen* schon viel Lesenswerthes gesagt hat.

Die vollständige Untersuchung, um dies zu erweisen, kann hier nicht angestellt werden. Nur Einiges, was bekannt ist und am Tage liegt, will ich zu entwickeln mich bemühen.

Man kennt allgemein die aischyleïsche Trilogie des *feuerraubenden, gefesselten* und *gelöseten Prometheus.* Nur das zweyte dieser Stücke ist uns übrig, und so wie in ihm der Titan in der Gröſse seiner Quaalen erscheint, so wurde er im Dritten vom Herakles wieder erlöset.

Sehr merkwürdig aber ist die *Orestias,* die wir noch ganz besitzen, und worin wir aufs Vollständigste das eigen-

thümliche Wesen der alten Trilogieen sehn können. Man muſs sich wohl hüten, die drey Stücke, aus denen sie besteht, den *Agamemnon*, die *Choëphoren* und die *Eumeniden* von einander zu trennen. Sie stehn in engem Zusammenhange und in den *Euméniden* wird das Ganze erst vollendet.

Keins der hellenischen Geschlechter, auſser den Labdakiden, kommt dem Hause der Tantaliden an ununterbrochner Reihe grausenvoller Thaten gleich, die vom Ahnherrn Tantalos anhebt, und sich verkettet fortpflanzt, bis in Agamemnon's Sohne Orestes das Schicksaal versöhnt wird. Während der Weitherrschende mit dem Heere der Hellenen vor Ilion lag, berückte Aigisthos, Thyestes Sohn, eines Bruders von Atreus, der Agamemnon's Vater war,

um das schreckliche Mahl zu rächen, bey welchem sein Oheim den Thyestes mit dem Fleische seiner eignen Söhne Tantalos und Pleistheues bewirthet hatte, die Sinne der Klytaimnestra, der Gattin des Atreiden, Leda's Tochter und des göttlichen Schwanen. Sie war sonst gut und brav, aber jetzt ohnehin gegen Agamemnon erbittert, weil er ihre Tochter Iphigeneia bey der Abfahrt des Heeres von Aulis geopfert, welche Opferung *Aischylos* schon in der verlohrnen Tragödie *Iphigeneia* dargestellt hatte.

Im *Agamemnon* verkünden nun Wachtfeuer, die ganze Küste des aigaiischen Meeres entlang auf allen hohen Warten, der Fürstin die nächtliche Stunde, in welcher Ilion fiel. Freude über das Ende des langen Kriegs erfüllt ganz

Mykene, doch dunkle Sorge wegen Kalchas Phrophezeihung umzieht den Geist der Greise, aus denen der Chor besteht. Der Siegesbote erscheint, und wiewohl die Männer viel Ungemach erlitten, viele der tapfern Streiter geblieben sind, so rühmt er doch:

Uns, die erhalten vom Argeierheer,
Siegt der Gewinn, nicht wiegt das Leid
ihm gleich,
Sogar, daſs über diesen Strahl des Glücks
Man noch spät dem fernen Fremdling
rühmen darf: *)

---

*) Der Bote versetzt sich hier in entfernte Zeiten, wo Fremdlinge aus entlegnen Ländern, *(die über Land und See fliegen)* die Tropäen bewundern, womit die Tempel in Mykene geschmückt sind. Ein Bürger, oder ein ἐξηγητὴς, sagt ihm dann: Das ist die Beute, welche unsre Ahnherrn

„Das Heer von Argos nahm einst Ilion,
Und weihte Hellas Göttern diese Beute
In ihren Tempeln, eine alte Zier!"
Wer solches hört, mag rühmen diese Stadt
Und unsre Feldherrn, und die Huld des Zeus
Wird hoch gepriesen, die uns solches that.

Bald zieht auch der Zerstöhrer Ilion's ein, voll heiliger Scheu, durch freveln-den Übermuth die Götter zu erzürnen.

Zuförderst Argos und die Landesgötter
Zu grüſsen ziemt sich, die der Heimkehr Glück

---

in Ilion machten! dergleichen kommt im *Homeros* häufig vor; auch in den Tragikern. Vergl. Eumenid. 753. Sophocl. Aiac. 501. Electra. 977.

Mir gaben, und die Strafe so ich nahm,
Von Priams Stadt. Denn ihre Schuld
rief laut
Auf zu den Göttern, und Ilion's Todes-
loose
Und vieles Volk's einmüthig warfen sie
In's Blutgefäſs, *) der andern Urne naht

---

*) Der Dichter hat die athenischen Blutgerichte des Areopagos vor Augen, deren Sitte aus den *Choëphoren* deutlicher erhellt. Die Richter urtheilten durch schwarze und weiſse Steine, die sie in zwey verschiedne Gefäſse warfen, die schwarzen in das Gefäſs des Todes, das hölzern, die weiſsen in das Gefäſs der Barmherzigkeit, das von Bronze war. So richten auch die Götter über Ilion. Aber sie thun dies ohne vorher die Partheyen (δίκας) mündlich gehört zu haben (ὐκ ἀπὸ γλώσσης κλύοντες δίκας, wofür auch vorkommt ὐ' κατὰ γλῶσσαν κλύειν. Sophocl.

Die Hand sich hoffend, aber unerfüllt.
Die Stätte zeichnet itzt ein dicker Rauch,
Es brausen Ate's Stürm' und sterbend dampft
Die Asche noch des Reichthums fetten Duft.

Gleifsend empfängt ihn die Gattin und führt über Purpurdeckeu in's Haus ihn ein zum Bade und dem Mahle der frohen Heimkehr. Aber Ahnung und Sorge füllt noch die Greise, und die Prophetin Kassandra verkündet in schrecklichen Gesichten des Hauses Frevelthaten und ihr eignes nahes Schicksaal:
Denn nimmer läfst dies Haus der schwarze Chor
Einstimmig, nicht wohltönend, denn er singt

Trachin. 747.) Paris Frevel schrie laut zu ihnen auf.

Nicht Gutes, und, berauscht in Menschenblut
Zu gröſsrer Kühnheit, Komos bleibet fest
In ihm mit den verschwisterten Erinnyen.
Am Eingang weilend singen sie den Hymnos,
Die erste Schuld, und speyen wechselnd aus,
Ihm zürnend, der des Bruders Bett entehrt.

Und wiederum:

Iu iu! o o! weh weh:
Wie ergreift mich wieder fürchterlich die Noth
Der Prophezeihung unter Unglücksruf!
Ha, sehet hier sie auf dem Hause sitzen
Die Knaben da, zwo Traumgestalten gleich,
Als ob die Freunde sie gemordet, Fleisch

Füllt ihre Händ', ein Mahl des Blutsver-
wandten.
Das Herz, die Eingeweyd', erbarmungs-
werth,
Des eignen Vaters Speise, tragen sie!
Und Rache sinnt darob dem Leuen jetzt
Die schwache Hüterin des Lagers, weh!
Sinnt meinem Herrn, dem heimgekehr-
ten, Rache! —
Denn tragen muſs ich jetzt der Knecht-
schaft Joch. —
Und er, der Schiffe Führer, Ilion's
Zerstöhrer, ahnt nicht, was die freche
Hündin,
Mit ihren gleisnerischen Worten, gleich
Der hinterlist'gen Schlange, Böses dich-
tet.
Und solch Beginnen wagt ein Weib! den Mann

Ermordet sie! Welch feindlich Ungethüm
Mag ich sie nennen? — Amphisbaina,
Skylla,
Die in der Felskluft haus't, des Schiffers Schrecken —
Sie, die dem Hades schlachtend grausig Unheil
Den Freunden schnaubet! — Wie frohlockte sie,
Die Frevlerin, als ob errungnen Siegs!
Und scheint nur seiner Heimkehr sich zu freu'n!
Glaubst du den Worten nicht — wohlan, es wird
Geschehn was kommen soll, und du wirst zeugend
Wahrsagerin mich bald erbarmend nennen!

So schreitet sie gleich darauf gefaſst in's Haus, wo ihr der Tod bereitet war,

mit tiefer Wahrheit beseufzend den Sinn der Menschen:

O des Geschicks der Sterblichen! Ist's froh,
So mag's ein Schatten stürzen, und ist's traurig,
Ein nasser Schwamm wischt schnell die Schrift dir ab —
Und dies bejammr' ich noch um vieles mehr!

Kaum auch folgt des Chores ernstes Lied, da tönt es schon von innen:

Weh! tödtlich ist ein Streich auf mich geführt!

Und noch einmal:

Weh! wiederum ein zweyter ist geschehn!

und der Chor schwankt unschlüssig was er thue, als Klytaimnestra hervortritt und selbst frohlockend die That verkündet.

Also vollstreckt' ich's, und ich leugn' es nicht,
Dafs er den Tod nicht fliehn nicht wehren konnte.
Ein Gewand ohn' Ausgang, wie ein Fischernetz,
Werf' ich um ihn, des Kleides bösen Reichthum.
Dann schlag' ich zweymal ihn und in zwey Seufzern
Verliefs er seinen Leib, und dem Gefallnen
Geb' ich den dritten Hieb, gelobten Dank
Dem Hades, als der Abgeschiednen Schutz.
So röchelt' er sein Leben fallend aus,
Und sprudelt' hin des Blutes vollen Strahl
Mit einem dunkeln Tropfen Purpurthau's

Mich sprützend, der mich erfreute, wie
die Erde
Zeus Regen, wann die Saat den Kelch
gebiehrt.

Auch der feige Aigisthos frohlocket jetzt, und die schauderhafteste Unthat triumphirt im *Agamemnon*.

Aber des Fürsten Sohn Orestes war, sey es von seiner Mutter oder Schwester, Strophios, dem Könige in Phokis, übergeben, und von ihm weissagt die Seherin Kassandra:

Doch werden wir von den Göttern un-
geehrt
Nicht sterben, denn ein andrer Helfer
kommt,
Ein muttermördrisches Gewächs, der
Rächer
Des Vaters. Flüchtig, von der Hey-
math fern,

Kehrt er zurück, und krönet all dies
Leid
Der Freund', ihn ruft des erschlagnen
Vaters Tod.

In den *Choëphoren* kehret er heim mit dem Freunde Pylades, und als er des Hauptes erste Locken dem Vater und dem nährenden Stromgotte Inachos weiht, erblickt er der Jungfrauen heiligen Chor und mit ihnen die hohe *Schwester* Elektra. Denn Klytaimnestra gepeinigt von einem fürchterlichen Traume sandte sie, die versöhnende Libation dem Geiste Agamemnon's zu bringen. Elektra erkennt freudig den langersehnten Bruder und dieser fleht auf des Vaters Grabe:

Zeus, Zeus! Erbarmend schau' auf uns
herab!
O sieh des Vateraars verwais'te Brut,
Der in den festumschlungnen Kreisen starb

Des fürchterlichen Drachen! Ach die Waisen
Quält dürrer Hunger! Noch sind sie nicht stark,
Des Vaters Beute in ihr Nest zu tragen.
Also auch mich, und diese hier, Elektra,
Zwey vaterlose Kinder, siehst du hier,
Von ihrem Hause beyde gleich verbannt.
Woher, wenn diese Jungen du verdirbst
Des Vaters, der dich opfernd hoch geehrt,
Kommt dir des Opferschmauses gleiche Pracht?
Nicht kannst verderbend du des Adlers Brut
Den Sterblichen mehr sichre Zeichen senden,
Noch dieser Fürstenstamm, wenn er verdorrt,
Wird deinem Altar mächt'ge Farren schlachten.

O schütz', ihn, und vom Staube heb' empor
Dies Haus, das tief gefallen jetzt erscheint.

Auch beyde knieend auf dem Grabhügel, bitten die Rache dem Orestes zu fördern, welche unter schrecklichen Drohungen Apollon ihm befohlen.

Orestes.

O Vater, sterbend nicht nach Herrscherweise,
Mir Bittendem gieb deines Hauses Kraft.

Elektra.

Und ich, o Vater, fleh' um diese Gunst,
Daſs ich entrinn', Aigisthos Tod bereitend!

Orestes.

Denn also mag des Todtenmahls Gebühr
Dir werden; sonst wirst du von Schmausenden
Bey fetten Scheiterhaufen ungeehrt seyn!

Elektra.

Und ich will dir mein Hochzeitopfer
bringen
Vom ganzen Erbtheil' aus dem Vater-
haus',
Und will vor allen ehren dieses Grab!

Orestes.

O Gaia, send' uns ihn, den Kampf zu
schau'n!

Elektra.

O Persephassa, gieb uns schönen Sieg!

Orestes.

Gedenk des Bads, worin du fielst, o
Vater!

Elektra.

Des Netzes denke, drin sie dich er-
würgten!

Orestes.

In ungestählte Schlingen fielst du, Va-
ter!

Elektra.

O schimpflich in ein tückisches Gewand!

Orestes.

Erwachst du nicht ob dieser Schmach, o Vater?

Elektra.

Hebst du nicht dein geliebtes Haupt empor?

Orestes.

Ja send' uns Dike, Helferin den Freunden,
Ja laſs sie fallen jetzt mit gleichem Fall,
Wenn du besieget wieder siegen willst!

Elektra.

Und höre dieses letzte Flehn, o Vater!
Sieh deine Jungen erbarmend auf dem Hügel,
Die weibliche zugleich des Mannes Brut,
Und tilg' uns, Pelops Saamen, doch nicht aus!

Alsdann bist du nicht todt, und starbst
du gleich.
In Kindern lebt des todten Mannes Ruhm,
Sie ziehn, dem Korkholz gleich, das
Netz empor,
Aus tiefem Grund das Garngewebe ret-
tend.
O hör' uns, diese Klage tönt um dich!
Dir selbst ist's Heil, wenn unser Wort
du ehrst,
Und ein untadlich Todtenfest begehn
wir,
Des Grabes Ehr' und unbeweinten
Fall's!

Nach gefaſstem Rathe meldet Orestes sich an der Thüre des Pallastes, wo Klytaimnestra wohnt mit ihrem Buhlen Aigisthos. Er giebt vor, er komme von Phokis, und Strophios habe ihm aufgetragen, zu berichten, daſs Orestes ge-

storben sey. Es ist Abend, und willig nimmt die Fürstin den Fremdling, der so willkommene Botschaft bringt, in ihr Haus, des Herzens Freude verbergend. Aber Trauer erfüllt Geilissa, die alte Amme des Orestes, welche aller kleinen Sorgen seiner Kindheit sich erinnert, die sie nun umsonst gehabt. Aigisthos wird gerufen, selbst den Mann zu sprechen, und nicht lange ist er drinnen, so hört man schon den Ruf des Sterbenden. Das Haus geräth in Aufruhr, Klytaimnestra läuft herbey, und erfährt kaum die That, als Orestes ihr begegnet.

Orestes.

Dich eben such' ich, jener hat gebüfst.

Klytaimnestra.

Weh! todt bist du, Aigisthos theure
Kraft?

Orestes.

Du liebst ihn! in demselben Grabe drum
Sollst liegen du, und wirst ihn nie
mehr lassen!

Klytaimnestra.

Halt ein, o Sohn! ach ehre, Kind, die
Brust,
An welcher oft du schlummernd hingst,
indeſs
Mit zarten Lippen fette Milch du sogst.

Orestes.

Pylades, was thu' ich? schone ich der
Mutter?

Pylades.

Wo bleibt des pythischen Götterspruches
Kraft
Des Loxias? der treue Schwur? — Eh
sey
Ein Feind der Welt, eh du mit Göttern
haderst!

Orestes.

Du siegest Freund, und mahnst zu guter Zeit! —
Auf folge! neben ihm will ich dich schlachten,
Der lebend mehr dir als mein Vater galt!
Bey ihm schlaf' auch im Grabe, denn du liebst
Den Mann, und hassest den du lieben solltest.

Klytaimnestra.

Ich nährte dich, mit dir laſs mich auch altern!

Orestes.

Du, Mörderin des Vaters, du mit mir?

Klytaimnestra.

Das Schicksaal ist der Schuldige, o Sohn!

Orestes.

Auch dies Geschick bereitet nun das Schicksaal!

Klytaimnestra.

Und scheu'st du nicht, o Sohn, der
Mutter Fluch?

Orestes.

Du, meine Mutter, stieſsest mich ins Elend.

Klytaimnestra.

Nicht stieſs ich fort dich! In des Gast-
freund's Haus —

Orestes.

Ward zwiefach ich verkauft, des Freyen
Sohn.

Klytaimnestra.

Wo ist der Lohn denn, welchen ich
empfing?

Orestes.

Den laut dir vorzuwerfen schäm' ich mich.

Klytaimnestra.

Sprich nur zugleich auch deines Vaters
Thorheit!

weil du da-
st.

a.

vom Man-
yn.

des Man-
beit.

a.

tödtest du!

und nicht
ich.

a.

Hunde dei-
ner Mutter.

ters, wenn
me?

Klytaimnestra.

Vergebens wein' ich, lebend auf ein Grab!

Orestes.

Des Vaters Schicksaal bringet dir den Tod.

Klytaimnestra.

Weh! diesen Drachen gebahr und nährte ich, *)
O mein prophetisch furchtbar Traumgesicht!

Orestes.

Wie du erschlugest also leid' auch jetzt!

Mit diesen Worten führt Orestes seine Mutter in's Haus, und nachdem er sie drinnen erschlagen, werden

*) Ihr hatte nämlich geträumt, sie habe einen Drachen gebohren, der mit der Milch Ströme Bluts aus ihrer Brust gesogen.

beyde Leichname herausgetragen, über welche er selbst das Netz hält, worin sie seinen Vater gemordet, als Zeugniſs der gerechten Rache.

Seht hier des Landes Doppelherrscher liegen,
Des Hauses vatermördrische Zerstöhrer!
Stolz waren vormals sie auf ihrem Thron'
Und sind noch Freunde, denn ihr Leid ist gleich.
Auch ist des Eyd's Gelöbniſs treu erfüllt:
Dem armen Vater schwuren sie den Tod,
Sich gleiches End', und also ist's geschehn! —
Seht wieder, Zeugen dieser That, seht hier
Das Werkzeug, meines armen Vaters Band,

Der Hände Fesseln und der Füſs' Umstrickung!
Entfaltet es, und zeigt dem Kreis' umher
Der Männer die Umhüllung, daſs der Vater,
Nicht meiner, Helios, der alles schaut,
Der Mutter schwere Frevelthat erblicke
Und einst mir Zeugniſs gebe im Gericht! —
So habe ich gerecht dies Loos vollstreckt
Der Mutter — von Aigisthos red' ich nicht,
Ihn traf, den Buhler, Strafe des Gesetzes! —
Sie aber, die solch Bubenstück ersann
Dem Manne, dessen Kinder sie doch trug
Im Schooſse — einst ihr hold und jetzt ihr Unheil —

Sie gleicht der Viper, gleicht dem bösen Molch,
Vor dessen Hauche fault, was er berührt,
Ob ihres gift'gen Sinn's und schnöden Muth's! —
Wie nenn' ich's mit des Mundes heil'ger Scheu?
Fang des Gewilds, des Todten Fuſsumhüllung
Im Sarge? Wohl! ein Netz, ein Jägergarn,
Nenn' es ein fuſsverstrickendes Gewand!
Ein solches mögt' ein Dieb sich wohl bereiten,
Des Wanderers Berückung, der auf Raub
Ausgeht! — Wie würd' er nicht erhitzten Muths
In dieser tück'schen Schlinge viele morden! —

O solche Gattin möge nie mein Haus
Betreten! Lieber sterb' ich kinderlos!

Aber gleich steigen die Furien auf, Angst befällt ihn, er will fliehn nach Delphi, um Heilung dort zu holen vom Apollon, der ihm die That geheifsen.

Orestes.

Ah, ah!
Ihr Mägde, diese Weiber, gleich Gorgonen —
Schwarzangethan, umschlungen ist ihr Haupt
Mit dichten Nattern! — Nicht mehr weil' ich hier!

Chor.

Welch Traumgesicht beängstigt dich? Dir ist
Dein Vater hold! Jetzt siegend lafs die Furcht!

Orestes.

Nicht Traumgesicht ist's dieser Plagen mir,

Der Mutter grimmige Hunde sind es klar!

Chor.

Noch klebt an deinen Händen frisches Blut,
Darum befällt Zerrüttung deine Sinne.

Orestes.

Apollon; Herrscher! dieser werden viel'
Und aus den Augen tröpfelt gräſslich Blut.

Chor.

Im Haus' ist Sühnungstrank, und Loxias
Wird bald von diesen Plagen dich befrey'n.

Orestes.

Ihr seht sie nicht, ich aber sehe sie!
Getrieben werd' ich, nicht mehr weil' ich hier!

Chor.

Sey glücklich denn! Und gnädig walt' ein Gott
In deinem schweren Unglück' über dir!

Chor.

Schon das dritte Gestürm heftiger Windsbraut
Ist's auf heitere Luft,
So dem fürstlichen Hause getobt hat!
Denn von dem Sohnsfraſs plötzlich erhob sich's,
Vom kläglichen Leid des Thyestes;
Wiederum braust's auf in des Königes Tod,
Badend erwürgt sank er, das Kriegshaupt
Des achaiischen Volks!
Nun kam noch der Dritt' — ist ein Heyland er,
Nenn' ich ihn Schicksaal?
Wo, ach! ist sein Ziel? wo mag es ausruhn
Das beschwichtigte Zürnen der Ate?

Klytaimnestra's Unthat ist so durch eine nicht minder gräſsliche, Mannesmord durch Muttermord gebüſst. Die rächenden Erinnyen bemächtigen sich des Mörders und treiben ihn verfolgend bis zu Apollon's heiligem Tempel, nach Delphi, zu welchem er, Erlösung suchend, hinflieht.

Hier zeigen ihn zuerst die *Eumeniden* mit blutigen Händen und bloſsem Schwerdte, einen Ölzweig tragend mit Wolle umwunden, das Zeichen der Hülfeflehenden, und rund umlagert von den schlangengelockten Töchtern der Nacht. Während sie schlafen, sendet Apollon seinen Schützling zur Stadt der Pallas, wo er der Blutschuld solle erledigt und seiner Quaal erlöset werden. Er entkommt! Aber Klytaimnestra's Schatten ermuntert die Schlafenden zu neuer Verfolgung.

Klytaimnestra.

Ja schlaft! Denn was bedarf's der Schlafenden?
Ich aber, die ich so von euch verschmäht
Im Volk der Todten — nimmer stirbt die Schmach
Mir des begangnen Mords im Schattenreich.
Ich schweif' umher unstätt, und sage euch,
Dafs schwere Strafe jener Schuld mich drückt.
Doch was von Freunden Schreckliches ich litt,
Auch keiner zürnt der Götter drob für mich,
Die Erschlag'ne von des Muttermörders Hand.
Schau hier die tiefen Wunden meiner Brust! —
Denn helles Auges ist im Schlaf der Sinn,
Am Tag' ist Sterblicher Geschick unsichtbar! —

Wie oft habt meine Gaben ihr geschlürft,
Weinlose Tränk' und nüchtern Honigmeth,
Und nächtlich-grausige Mahl' am Feuerheerd
Zur Stunde, so der Götter keiner theilt!
Das alles seh' ich tretet ihr mit Füſsen.
Und jener flieht entronnen, gleich dem Reh,
Mit leichtem Sprung sogar aus engem Netz
Entkam er schnell, und euch verhöhnt er sehr!
Hört wie ich euch geredet, und verschmäht,
Ihr Unterirrd'schen, meinen Schatten nicht!
Ich red' euch, Klytaimnestra, jetzt im Traum.

Chor.

(schnaubt.)

Klytaimnestra.

Ja schnaubt, weil jener Mann stets weiter flieht,
Denn mir ist er, Apollon's Schützling, feind!

Chor.

(schnaubt.)

Klytaimnestra.

Tief schläfest du, erbarmst dich meiner
nicht,
Orest der Muttermörder flieht indeſs!

Chor.

(röchelt.)

Klytaimnestra.

Du röchelst, schläfst? erwachest du nicht
schnell?
Was thatst du je, als daſs du Unglück
schufst?

Chor.

(röchelt.)

Klytaimnestra.

Der Schlaf, die Arbeit, fest verschworen, hat
Der fürchterlichen Drachin Kraft gelähmt.

Chor.

(schnaubt heftig und schnell.)

Erfaſs, erfaſs, erfaſs, erfaſs ihn, spüre!

Klytaimnestra.

Im Traum verfolgst du ein Gewild und bellst,
Dem Hunde gleich, der stets der Jagd gedenkt!
Was machst du? Auf! nicht unterlieg der Müh'
Und sieh das Unglück, nicht von Schlaf besiegt.
Auf! stich das Herz dir mit gerechtem Vorwurf,
Denn solcher ist dem Weisen scharfer Sporn,
Mit deinem blut'gen Hauche weh' ihn an,
Den Athem zehr' ihm aus mit Bauches Glut!
Auf treib' ihn, mergl' ihn ab in zweyter Jagd!

Chor.

Erweck' erwecke du dies' ich aber dich!
Schläfst du? — Steh auf und schüttle ab den Schlaf!
Laſs sehn, ob dieses Vorspiel uns nicht täuscht.

Die erwachten treibet der Gott aus seinem Tempel, und sie erhaschen den Flüchtigen, wie er zu Athen der Pallas Bild umfaſst. Aber Athene kommt auf sein Flehn vom Skamandros her, wo die Achaierfürsten ihr ein auserlesenes Heiligthum vom troïschen Lande geweiht; und nachdem sie vernommen, der Verfolgte sey Agamemnon's Sohn, des Zerstöhrers von Ilion, durch Apollon's Orakel zur Rache des Vaters getrieben, setzt sie ein ehrwürdiges Gericht nieder athenischer Männer, den unbestochnen Areopagos, als eine Satzung auf alle künftige Zeit. Der Herold ruft das Volk zusammen, Apollon selbst erscheint als Zeuge für Orestes, der sich gegen der Erinnyen Klage verantwortet, die Richter stimmen, gleich sind die Steine des Todes und der Befreyung, Athene giebt

ihren Stein gnädig dem Orestes und entsündigt geht er von dannen.

Athene.

Mein Werk ist des Gerichtes letzte Schlichtung;
Ich will Orestes geben diesen Stein.
Denn keine Mutter ist's die mich gebahr,
Den Mann lob' ich in Allem, bis zur Ehe
Aus voller Seel' und bin des Vaters ganz.
Drum acht' ich das Geschick des Weibes nicht,
Die ihren Mann erschlug, des Hauses Herrn.
Es siegt Orestes, auch bey gleichen Steinen!
Nun schüttet aus den Urnen schnell die Loose,
Ihr Richter, welchen dieses Amt ertheilt!

Orestes.

O Phoibos, wie wird dies Gericht sich enden!

Chor.

O schwarze Nyx, o Mutter, schaus't du dies?

Orestes.

Nun ist's der Tod mir, oder neues Leben!

Chor.

Uns ist's, verlohren, oder noch geehrt seyn!

Apollon.

Nun zählt die Stein', ihr Freunde, zählt genau,
Und ehret in der Sonderung das Recht,
Denn Unverstand bringt hier ein groſses Unglück,
Ein einz'ger Stein vermag dies Haus zu halten.

Athene.

Entronnen ist der Mann vom Blutgericht,
Denn gleich ist der Entscheidungsloose Zahl!

Orestes.

O Pallas, die du rettest mein Geschlecht
Und mich den Flücht'gen, du führst mich zurück!

Und Mancher wird in Hellas also reden:
„Argeier wieder ist der Mann und wohnt
Im väterlichen Gut, durch Pallas Huld
Und Loxias, und des allregierenden
Eretters" — der um des Vaters Mord
erzürnt
Mir hilft vor jenen Vertheid'gern meiner
Mutter!
Ich aber kehre jetzt in meine Heymath,
Nachdem ich diesem Land' und deinem
Volk
Geschworen auf die ganze Folgezeit,
Daſs nie ein Fürst von Argos wider euch
Sein wohlgewappnet Heer zum Streit
soll führen.
Wir selbst in unsern Gräbern wollen noch
Bereiten allen hülflos Miſsgeschick,
So meinen Eydschwur frevelnd übertreten.
Die Wege traurig machend und umsonst
Die Züge, daſs die Arbeit sie gereue.

Die aber treu sind und der Pallas Stadt
Beständig ehren mit verbundner Macht,
Wir werden um so gnäd'ger ihnen seyn.
So freue du dich, und du Volk Athen's
Verderblich deinen Widersachern sey
Dein Kampf und dir stets Heil und schö-
ner Sieg!

Aber den erhabnen Eumeniden waren so ihre Rechte geschmälert, ihre Ehre unter den Sterblichen gekränkt, und mit Lossprechung des Muttermörders alle Scheu vor dem Unrechte vertilgt. Darüber entrüstet, drohen sie ihren Zorn dem Lande der Pallas, Seuchen und Krieg und Theurung. Endlich besänftigt die Göttin ihren Unmuth, indem sie ihnen ewige Verehrung in ihrer Stadt verheifst und mit Glückwünschen für das Land und die Bürger fahren sie versöhnt unter die Erde zurück.

Chor.

Und was begehrst du, daſs dem Land' ich wünsche?

Athene.

Was alles zu erwünschtem Seegen führt!
Daſs aus der Erde, von des Meeres Thau,
Vom Himmel, und der Lüfte sanftem Wehn,
Und heiterm Sonnenschein es sich ergieſse,
Des Landes Frucht, der Heerden Fülle stets
In schönem Wohlstand blühe, nie erkrankt;
Gedeihen auch der Menschen Leibesfrucht.
Die Bösen aber rotte gänzlich aus;
Denn nach des Gärtners Weise liebe ich
Nur der Gerechten unversehrt Geschlecht.
Dein Werk ist dieses! Ich dann in des Krieg's
Glorreichen Kämpfen werde stets die Stadt
Mit Sieg vor allen Sterblichen bekrönen!

Chor.

1. *Strophe.*

Ja, ich will mit Pallas wohnen
Und will nicht die Stadt verschmähen,
Welche Zeus der Allgewalt'ge,
Die auch Ares liebt, die Schutzwehr
Der hellenischen Daimonen
Und ihr altarschirmend Kleinod.
Ihr in günst'ger Prophezeihung
Wünsch' ich, daſs mit heitern Strahlen
Aller Lebensgüter Reichthum
Helios aus der Erde Schooſse
Lock' und strömendes Gedeihen.

Athene.

Alles dieses gewinn' ich gnädig
Meinen Bürgern, wenn die groſsen
Ernsten Göttinnen bey uns wohnen.
Denn alles Geschick' der Sterblichen
Verwaltet ihre Hand.
Wer nimmer ihren Zorn erfuhr



Weiſs nicht woher des Lebens Schläg'
ihn treffen.
Denn der Väter Übertretung
Treibt ihn zu neuer, und schweigendes
Verderben
Auch den Groſssprechenden
Mit feindlichem Zorne stürzt es ihn nieder!

Chor.

1. *Gegenstrophe.*

Nimmer schade Sturm den Bäumen,
Diese meine Huld verheiſs' ich;
Glut nicht, welche Knospen tödtet,
Dringe über diese Gränzen,
Auch der schwarze Rost verzehre
Nie die Saaten eurer Felder,
Und die fetten Heerden, trächtig
Mit zwo Jungen, nähre reichlich
Zur gesetzten Zeit die Erde,
Und die Frucht des Bodens zolle
Euch der Götter reichen Seegen!

Athene.

Höret ihr dies, Hüter der Stadt,
Was sie gewährt? Denn vieles vermag
Die hehre Erinnys bey den Unsterblichen,
Bey den Schatten; unter den Menschen
Waltet sie sichtlich und strenge,
Jenen Gesang, jenen ein thränen-
Getrübtes Leben bereitend!

Chor.

2. *Strophe.*

Der Jünglinge frühem
Verhängnisse wehr' ich;
Und lieblichen Jungfrau'n,
Die Freuden der Ehe.
Gebt allen, ihr Schicksaal —
Gebietende Moiren,
Ihr Schwestern, gerechte
Daimonen, die jedem
Geschlechte gemeinsam,
Und die nach Gebühr ihr

Die Sterblichen heimsucht,
Ihr hehre der Götter!

Athene.

Mich erfreu't es,
Daſs ihr solches gütig verheiſst
Meinem Land' und Peitho bin ich hold,
Welche die Zunge, das Wort mir gelenkt,
Gegen die trotzig unerbittlichen.
Aber es siegte Zeus Agoraios
Und überall gewinnt
Unser Streit für gute Sache.

Chor.

2. Gegenstrophe.

Nie möge des Aufruhrs
Unseeliges Stürmen,
So wünsch' ich, hier brausen!
Nie müsse der Staub auch
Die Leichen empfangen
Der Bürger, nie trinken

Ihr Blut in den Kämpfen
Erbitterter Zwietracht!
Ihr Sinn sey nur einer
In wechselnder Liebe,
Im Haſs gegen Feinde,
Viel Unheil verscheucht dies!

Athene.

Hast du jetzt besonnen
Freundliche Worte gefunden?
Sieh von diesen schrecklichen Gestalten
Herrlicher Gewinn erwächst den Bürgern!
Denn ehret ihr wohlwollend
Die euch wohlwollenden, so werdet
Blühend ihr alle
Wohnen im gerechten Land' und Stadt!

Chor.

3. *Strophe.*

Freu't euch in des Reichthums Fülle,
Freue dich, du Volk Athene's!
Neben Zeus dem Herrscher wohnend,

ngfrau,
bend.
n
Vater!

t zu euren
n.
Lichte
rlichen Opfern
! Die Plagen
allen Seegen
n der Stadt!
er,
dt Genossen;

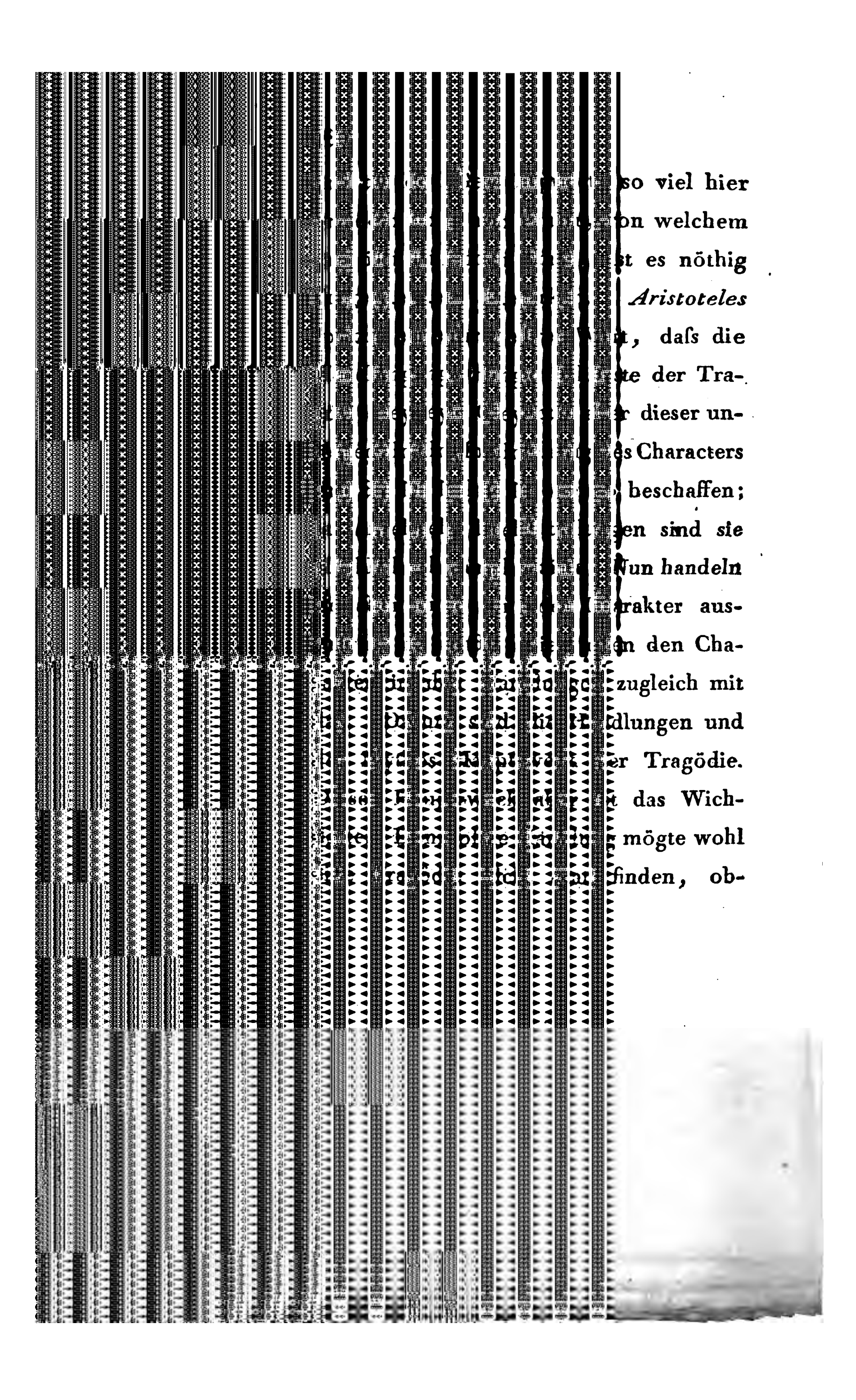
en Bürgern!

he.
doppelt ruf'
ich's!
ren,

Ihr Daimonen und ihr Menschen,
Welche Pallas Mauern schirmen!
So ihr fromm die Stadtgenossen
Ehret, soll auch eure Freude
Nie des Lebens Unfall trüben!

Von allem Volk Athen's zu ihrem Heiligthum geleitet, ruhn sie jetzt. Agamemnon's Geschlecht ist ledig ihres Zorns, herrscht in Frieden über Argos, und ihre Gnade seegnet das Land, das sie zum Wohnplatz erhielten. Nicht mehr rächen sie strenge mit unendlichen Plagen der schwachen Menschen Gebrechen. Menschliche Gerichte sind gestiftet, um menschlich Vergehen zu richten, und sie die Hochheiligen werden in stiller Anbetung verehrt.

Damit man nun *Aischylos* nicht missverstehe, indem man ihn nach den herrschenden Vorstellungen beurtheilt,



so viel hier
on welchem
t es nöthig
Aristoteles
t, dafs die
te der Tra-
r dieser un-
es Characters
beschaffen;
en sind *sie*
Nun *handeln*
rakter aus-
n den Cha-
zugleich mit
dlungen und
er Tragödie.
t das Wich-
mögte wohl
finden, ob-

gleich ohne Charactere.“. Und in so fern hat das aischylëische Drama die Natur der *reinen* Tragödie, sie stellt die blofse Handlung dar, ohne sie aus den Charakteren zu erklären, und ihre eigenthümliche Wirkung durch irgend etwas verstärken zu wollen. Bey *Sophokles* hebt oder mildert schon mehr der Charakter die Handlung, und des modernisirenden *Euripides* Hauptaugenmerk ist fast allein seine Entwickelung, bey ihm ist die Handlung dem Character untergeordnet.

Eine *sophoklëische* Trilogie haben wir zwar nicht. Aber doch ziemt es vor allen des heiligen Dulders *Oidipus* zu gedenken, der als Zeichen des tiefsten Unglücks, wie der gröfsten Verherrlichung gesetzt ist. Bey'm *Oidipus auf dem Kolonos* mag sich unser Ge-

müth um so freudiger erheben, je mehr es im *König Oidipus* blutet über das Loos der Menschheit.

Unwissend hat der Sohn des Laïos einen Mann erschlagen, der sein Vater war, die Königin Jokasta und den Thron als Preis erhalten für die getödtete Sphinx, und unbesorgt, daſs er in ihren Armen der Mutter Bett entweihe, wie ihm Apollon prophezeiht, hat er Kinder gezeugt, seine Brüder und Schwestern.

Seht ihn in seines Ruhmes Glanze, Thebe's Retter und verehrten König. Rund um ihn sein Volk, das Hülfe von ihm fleht, denn Verderben suchte das Land heim, weil es Laïos Mörder verbarg, und Apollon's Spruch hatte befohlen, ihn zu verbannen und der Götter Zorn zu sühnen. Er steht, ihr Hort,

und flucht dem Mörder, und schwört selbst ihn zu erspähen. Kein Bürger des Landes soll ihn unter sein Dach nehmen, nicht der Rede, der Gebete und Opfer nicht, noch des heiligen Wassers theilhaftig, soll er umherirren — und sey er ein Genosse seines eignen Heerd's, doch solle er büſsen, wie er gelobt. Und wer ihn verbirgt, dem flucht er, daſs:

Nicht Saat die Erd' ihm bringe, nicht das Weib
Ihm Kinder! Ihn vertilge diese Pest
Und noch viel schmählicher Geschick! . .

Teiiresias schmähet er, den weisen Seher, verblendet erkennt er nicht mehr die alten Orakel, achtet nicht der fürchterlichen Prophezeihung, ja auf ihn selbst, den blinden Greis, und auf Kreon wirft er die Schuld der Mordthat. Thö-

richt ist, so redet Jokasta ihm zu, der Glaube, daſs Weiſsagung eines Menschen Theil sey, auch der Spruch der Priester Apollon's, Laïos werde sterben von seinem Sohne, sey zu Schanden worden. Böse Furcht erwacht da in ihm, dem Mord des Vaters prophezeiht war, und sie steigt, je genauer die Umstände der Ermordung zu treffen. Ein Sclave noch ist übrig, der Zeuge war der That und jetzt auf dem Lande bey des Königs Heerden lebt. Zu ihm wird gesandt und es dämmert schon im schrecklichen Dunkel. Jokasta achtet dennoch der Göttersprüche nicht, und der Chor fleht, Zeus solle sie retten die geschmälerte Ehre Apollon's und die Religion, die im Staube liegt!

Aber stärkere Verblendung senden die Götter, ein Bote aus Korinthos

langt an, meldend, daſs nach Polybos, seines vermeinten Vaters, Tode die Bürger ihn zum Könige erwählt. Sicher trotzt er nun:

Wer mag, o Weib, des pythischen Altars
Noch fürder achten, oder des Geschrey's
Der Vögel, die verkündet ich soll' einst,
Den eignen Vater morden. Aber todt
Liegt er im Erdenschooſs' und ich bin hier
Kein Schwerdt berührend . . . . .

Und Jokasta spricht vermessen:

Was hat der Mensch zu fürchten, den das Glück
Beherrscht, und nichts vermag er vorzusehn?
So blind du kannst zu leben, ist das Beste!

Bald steigt wieder Ahnung auf, weil ihm auch die Ehe mit der Mutter vorhergesagt war, und Merope, Polybos Frau, noch lebte. Es denkt der Bote seine Furcht zu lösen, wenn er ihm entdecke, Polybos sey nur sein Pflegvater gewesen, er selbst habe ihn als Kind, mit durchstochnen Füſsen auf dem Kithairon von einem der Hirten des Läios erhalten — dieser lebt noch, er ist der nemliche, zu welchem schon geschickt war. Jokasta erkennt nun den schrecklichen Zusammenhang, sie die Vermeſsne zuerst, an dem Zeichen des durchstochnen Fuſses, mahnt ihn ab, nicht weiter zu forschen, und entfernt sich schnell in tiefer Böses bedeutender Trauer; weil er selbst, der Unglückliche, zum Gipfel der Verblendung steigt und glaubt, sie verschmähe ihn nur wegen seiner niedrigen Geburt:

Ich nenne mich der Glückesgöttin Sohn,
Die Gutes spendet! Wer noch kann mich
schmäh'n?
Denn sie ist meine Mutter, und mich schufen
Die brüderlichen Monde klein und groß!

und der Chor stimmt begeistert in den schönen Wahn:

Wer, o Kind, wer erzeugte
Dich der seeligen Götter?
War's eine Nymphe der Berge,
Die sich mit Pan in Liebe vermählt?
War es ein Mädchen mit Loxias?
Denn er erfreu't sich der ländlichen Flur!
Oder Kyllene's Beherrscher,
Oder der waldige Höhen bewohnt,
Bakchos erzeugte den Fündling
Dich mit der helikonidischen
Nymphen einer, in deren
Spiele der Gott sich zu mischen liebt!

Aber der alte Diener erscheint, in grausiger Entdeckung wird es klar, daſs er selbst es ist, der den Vater, Thebe's König, erschlug und schrecklich enthüllt sich ihm Apollon's Orakelspruch. Der Glanz seiner Thaten ist erstorben, sein glorreiches Haus jähling und tief gestürzt, er, vordem Thebe's Schutz und Rettung, muſs der Menschen Anblick scheu'n und will der Stadt entfliehn, um sie zu lösen von den Strafgerichten der Götter. Da bejammert ihn der eben frohlockende Chor:

Weh, ihr Menschengeschlechte,
Wie acht' ich euer Leben
So gar nichts!
Denn welches, welches Mannes Glück
Ist mehr als wähnen,
Und stürzen nach dem Wahn'!
Auf dein Beyspiel schauend,

Auf dein Geschick, o armer Oidipus,
Preis' ich keinen der Sterblichen seelig.
Dess Pfeil weit über das Ziel hinaus-
flog,
Der dem reichsten Seegen gebot,
O Zeus, die prophetische Jungfrau,
Mit Löwenklau'n gewaffnet, tödtete,
Und dem Todesgeschick wehrte, des
Landes Burg!
Darum auch heissest mein König du,
Ward'st hoch geehrt,
Herrschend über die grosse Thebe!
Und nun! — ist einer unglückseel'ger,
Einer in Noth, in schrecklichen Jammer
Versunken gleich dir in des Lebens Wech-
sel?
Weh, Oidipus, glorreiches Haupt!
Welchen dieselbe grosse Meersbucht
fasste,
Dich den Sohn, den Vater und Bett-
genossen,

Wie, o wie konnte des Vaters Saatflur,
Armer, so lange,
Still dich ertragen?
Doch es erspäht unverhofft dich
Die alles schauende Zeit!
Sie richtet die heillose Vermählung
Der Erzeugerin und des Erzeugten.
Weh! Läios Sohn,
Dafs ich nimmer nimmer dich gesehn!
Denn wie um keinen
Wein' ich laut klagend um dich!
Doch wieder bringst du auch neues Leben mir,
Wiegst in Schlummer mein weinendes Auge!

Alles Unglück schlägt über ihm zusammen. Jokasta erhängt sich, er selbst mit ausgerifsnen Augen, ein armer Blinder, vor wenig Augenblicken ein ruhm-

gekrönter Fürst, berufen noch zu Korinthos Herrschaft, steht ein schrecklich Beyspiel allen Sterblichen, und, wie dort im *Wallenstein*, ruft es uns zu:

Seht, der väterlichen Thebe Bürger, diesen Oidipus,
Der erforscht das groſse Räthsel, und vor allen edel war,
Nicht um Gunst des Volkes buhlend, noch um Güter blinden Glücks,
Seht in welches groſsen Elends Strudel er versunken ist!
Drum wer sterblich schaue immer nur auf jenen letzten Tag,
Und in ernster Überlegung preis' er keinen seelig, eh'
Er des Lebens Ziel erreicht hat, ohne Trübsaal ohne Leid!

Und nun begleitet auf seinem blinden Pfade den Greis, welchen er im

Oidipus auf dem Kolonos an der Hand seiner edlen Tochter Antigone zum Ende seiner Leiden wandelt. Aus der Vaterstadt verbannt, kommt er nach Athen.

Oidipus.

Antigone, des blinden Greises Kind,
In welches Land, zu welcher Männer Stadt —
Sind wir gekommen? Wer wird Oidipus
Den Flücht'gen, heute mit geringer Gabe
Erquicken? der nur Weniges begehrt,
Und minder noch, als Weniges erhält,
Das auch mir gnügt; denn mich bescheiden lehrt
Mein Leiden mich, das Alter, edler Sinn!
Doch, Kind, wenn wo auf ungeweihtem Sitz,
Im Hayn der Götter auch, du Menschen siehst,

So lafs mich ruhn, dafs wir erfragen, wo
Wir sind. Denn zu vernehmen kommen wir,
Von Bürgern Fremd', und was sich ziemt zu thun!

Antigone.

O armer Vater Oidipus, die Mauern,
Der Stadt Umgebung, seh' ich noch sehr fern.
Doch, wie mir scheint, ist dies ein heil'ger Ort,
Voll Reben, Lorbeer, Öl, und lieblich schlägt
Im Hayn der Nachtigallen voller Chor.
Hier setze dich, auf diesen rohen Stein,
Denn matt bist du, o Greis, vom langen Wege.

Dies ist die Ruhe von allen Drangsaalen und es beginnt die Zeit seiner

Erlösung. Unwissend hatte er sich in den Schutz der erhabnen Eumeniden begeben. Ihr Hayn war es auf dem Kolonos vor Athen, wo ihm Phoibos erster Unglücksspruch auch das Ende seiner Leiden verheifsen, und so fleht er:

Erhabne, schrecklichen Anblicks, da zuerst
In diesem Land' ich ruht' auf eurem Sitz',
O seyd nicht abhold Phoibos und nicht mir.
Denn jener, als das grofse Leid er sang,
Verhiefs mir diese Rast nach langer Zeit;
Wenn ich in's Gränzland käme, wo der hehren
Göttinnen Sitz ich fänd' und Ruhestatt,
Da werd' ich ruhn von dieses Lebens Quaal,
Gewinn dem Volk bereitend, so mich aufnahm,

Und Fluch den Menschen, welche mich verbannt.
Deſs werde mir ein sichres Zeichen kommen,
Erdbeben, Donner oder Blitz des Zeus!

Und schon eilen sie herbey, ihn ehrend, die ihn verbanneten. Seine Söhne, die herrschsüchtig ihn in's Elend stieſsen, Kreon, dieses Orakels gedenkend, jeder will ihn sich gewinnen. Aber des Vaters Fluch treibt jene fort, und des athenischen Königs Theseus Muth schützt ihn vor Kreon's Gewalt, welcher des Greises einzige Stütze, seine Töchter, ihm entſührte, und des hülfloseſten Elends Bild ihm zeigte. Doch kehren Antigone und Ismene befreyt zurück, noch einmal wärmt vor seinem Scheiden zarte Freude des Dulders Herz.

Bald aber erschallet des Gottes Zeichen, der ihn abruft im Wetter, mit Donner und Blitz. Gleich einem Heiligen hebt er sich über die Erde und läſst sein Leiden weit hinter sich. Neue Begeisterung füllt ihn, *) ein helleres Licht geht dem Blinden in der Seele auf, und ohne Leiter, ohne Stab, führt er den König mit den Töchtern in den Hayn, wo die hohe Verklärung seiner wartet.

---

*) Das war überhaupt heiliger Glaube, daſs die Sterbenden mit höherm wahrsagenden Geiste erfüllt würden. Eustathios (Com. ad Homer. Il. p. 1089. ed. Rom.) sagt: „Es ist alte Meynung, daſs die Seele, wenn sie aus dem Körper scheidet und der göttlichen Natur sich nähert, der Weiſsagung theilhaftig werde.“ Vergl. Plato Apolog. Socr. T. I. p. 91. ed. Bip.

O Kinder folgt! Denn ich erschein' euch
jetzt
Ein neuer Führer, wie ihr mir es war't.
Geht! nicht berührt mich, sondern
laſst mich selbst
Den heil'gen Grabeshügel finden, wo
Die Erde mein Gebein verbergen soll.
Geht dorthin, dorthin! denn so leitet
mich
Hermes der Führer und Persephone.
O Licht, nicht leuchtend mir, einst
warst du mein!
Nun rühret mich dein letzter Strahl.
Denn jetzt
Geh' ich, dem Hades meines Lebens
Ziel
Zu weihen. Aber du, geliebter Freund,
Du selbst, dein Land, dein Volk — ihr
alle seyd
Geseegnet und im Glück gedenket mein!

Mit dem seegenvollen Abschiede geht er jetzt in des Haynes Dunkel, wo der alte Eingang in den Erebos war, den einst Theseus und Peirithoos wandelten, während der Chor attischer Männer fleht, daſs ihn gnädig die stygischen Mächte empfangen, und nach vielen unverschuldeten Leiden die gerechten Götter erheben mögen. Nicht wie andre Menschen ging er hinweg, ein Bote Gottes nahm ihn auf zum Olympos, oder der Erde Schooſs öffnete sich ihm, ohne Krankheit schied er, ohne Schmerz.

. . Er löste sein beschmutzt Gewand,
Rief seine Töchter und hieſs sie frischen Quells
Weihtrank und Bad ihm holen. Beyde nun
Enteilten zu Demeter's freyem Hügel,
Der Blüh'nden, und vollbrachten dies Gebot

Des Vaters schnell. Dann schmückten sie ihn aus
Mit Bad und Kleidern also wie es Brauch ist.
Wie alles ihm nach Wunsche so geschehn,
Und nichts versäumt war, dessen er begehrt,
Da donnerte der unterirrd'sche Zeus;
Die Mädchen bebten als sie's hörten, schluchzend
Umfaßten sie des Vaters Knie, die Brust
Sich schlagend, weinend ohne Unterlaß.
Er aber, hörend ihren Klageton,
Umarmte sie und sprach: „O meine Kinder,
Nicht mehr wird heute euer Vater seyn!
Geendet ist nun alles, und nicht mehr
Tragt ihr hinfort um mich der Pflege Müh.

Wohl war sie hart, ich weiſs es Kinder; doch
Ein einzig Wort lös't alle die Beschwerden,
Denn Liebe hegte keiner so für euch,
Als euer Vater, dessen ihr verwais't
Eu'r künftig Leben glücklich führen mögt!"
In herzlicher Umarmung weinten sie
Laut schluchzend alle. Wie die Klage nun
Geendet, kein Geschrey sich mehr erhob,
War tiefes Schweigen. Aber plötzlich rief
Ihn eine Stimme, daſs allen sich das Haar
Vor jähem Schrecken sträubt' und wieder scholl
Und abermal des Gottes lauter Ruf:
„Hörst du nicht, Oidipus, was zaudern wir
Zu gehen? denn schon lange säumest du!"

Und als er diesen Gottesruf vernahm,
Begehrt' er Theseus, dafs er käm' und sprach
Da er genaht: „O theures Haupt, gieb hier
Den Töchtern deiner Rechte altes Pfand;
Gebt, Kinder, ihm die eure! und versprich,
Sie nimmer zu verlassen, und zu thun
Mit Freundes Meinung stets was ihnen frommt!"
Er sonder Klage, wie ein edler Mann,
Gelobte schwörend, also woll' er thun.
Als dies geschehn umfafste Oidipus
Mit schwacher Hand die Töchter schnell und sprach:
„O Kinder, duldend edles Sinn's müfst ihr
Von hinnen gehn, nicht fodern, das zu schau'n,

Was niemand schau'n, zu hören, was eu'r Ohr
Nicht hören darf. Drum eilet! Nur der Fürst
Theseus mag Zeuge bleiben dieser That!"
Wir alle hörten's als er dieses sprach,
Und seufzend unter reichem Thränenguſs
Entfernten wir uns alle mit den Jungfrau'n.
Als wir in kurzer Frist uns wandten — siehe,
Verschwunden war der Greis, war nirgends mehr!
Der König selbst bedeckte mit der Hand
Das Gesicht, wie wenn ein fürchterliches Schreckbild
Erschienen, unerträglich ihm zu schau'n.
Nach kurzer Weile sahn wir ihn darauf
Im Staub verehrend Gaia und zugleich
Der Götter Sitz den Olympos mit Gebet.

Wefs Todes jener starb, nicht einer mag
Der Sterblichen es reden — Theseus nur!
Denn nicht erschlug ihn Gottes Flammenblitz,
Noch rifs des Seesturm's Toben ihn hinweg —
Ein Bote Gottes holt' ihn, oder es schlofs
Der Erde dunkler Schoofs sich freundlich auf.
Denn nicht mit Seufzen, nicht in Krankheitsschmerz
Schied er von hinnen: Nein, höchst wunderbar,
Wie keiner noch der Sterblichen! — Und dies
Erzähl' ich euch mit wohlbewufstem Sinn.

So erzählet der Bote, dessen Bericht der zurückkommende Theseus be-

stätigt. Auch der Töchter Klaglied um ihren geliebten Vater schweigt, ihnen kehrt Ruhe wieder, und noch des Chores letzter Zuruf stillet die Trauer:

Lasset von Klagen denn ab, und nicht länger
Fliefsen die Thränen mehr!
Denn wie es bestimmt, so geschah dies!

Kein vortrefflicheres Muster so wohl gehaltner Mäfsigung und Milderung im Leiden, als hoher Vollendung, kann aber aufgestellt werden, als der sophokleische Herakles, welcher zugleich Beyspiel des Zusammengreifens mehrerer Pragmatieen und einzelner Stücke seyn wird.

Ich nehme den Faden der *Trachinierinnen* da wieder auf, wo ich ihn oben fallen liefs!

Der Heros nahet jetzt selbst, nicht in triumphirendem Einzuge, sondern er, der Erste in Hellas, zernagt von tückischem Gifte, der Bändiger der Ungeheuer und Frevler, schwach und gelähmt, getragen auf einer Bahre von fremden Männern. Er schläft einen lindernden Schlaf, und des wilden Schmerzes erste Gewalt ist vorüber. Völlig neu wird er so, da man ihn vielleicht in der erzählten Raserey zu sehn erwartete, aber nicht sehn durfte. *)

*) Nicht bloſs der Verletzung des *Anstands*, sondern des innersten Wesens der Tragödie wegen, die keineswegs Darstellung einer solchen Gewalt der Natur verträgt. *Lessing* fand in Philoktetes wie in Herakles Gebrüll und Wüthen (wie er sich ausdrückt) ein Beyspiel des unverhaltenen Ausdrucks der Empfindungen bey den Griechen. Daſs der erste

Hier weilt die Handlung ein wenig, als sein Sohn ihn durch seine Klagen

nicht *in* der Tragödie seinem Schmerze nachhänge, ist von *Herder* schon gezeigt. Auch *Herakles* thut dies eben so wenig; was ihn vordem empörte beym ersten Angriff des Schmerzes, ruft in der *Darstellung* aus der Brust des Göttersohns nur leise Accente der Menschlichkeit hervor, und tiefer als bis zur Menschlichkeit konnte und durfte es ihn nicht herunterstimmen. Aber zeigen mußte er diese, wenn seine nachherige Größe und Stärke wirklich erhaben seyn sollte. Der Mensch muß seine Rechte behaupten wollen, aber daß der Gott in ihm sie ihm nur zugesteht und nachläßt, declarirt sich eben durch Activität von beyden Seiten. Der Natur des Epos mag Beschreibung des körperlichen Schmerzes in seiner Kraft nicht widersprechen; die Tragödie ist seiner Darstellung nicht fähig, und der leidende

vom Schlafe erweckt hat, und von allen Seiten entfaltet sich des Jammers Stärke und des Leidenden groſse Seele.

Herakles des unbekannten Meisters, den Plinius erwähnt, der Philoktetes des Pythagoras Leontinus, so wie der rasende Aias des Timomachos waren gewiſs nicht verschieden von den Helden, wie wir sie im Sophokles sehen. Was von ihnen erzählt wird, liegt auſser der Tragödie, und gerade dies hebt noch mehr die Kraft des Geistes, die wirklich dargestellt ist. Diese drey muſs man zusammenstellen, um den göttlichen Dichter zu bewundern, der so viel Linderung und Anmuth über das Leiden gieſst. Aber Herakles ist der Höchste. Solche Thaten hatte keiner verrichtet, als Zeus Sohn, so leiden konnte keiner, als der Halbgott, solche Festigkeit und Haltung konnte nur aus einer Fülle der Götterkraft hervorgehn. Herakles hebt sich, wie sich zeigen

O Sohn, Sohn! wo bist du!
Dorthin, o dorthin
Fasse mich lüftend!
Weh weh! io io! ihr Götter!
Sie wüthet, sie wüthet
Wieder die schreckliche
Unbezwingliche wilde Pest,
Die mich verzehrt, io Pallas!
Sie ergreift mich wieder, o Sohn!
Erbarmst du dich des Vaters,
O so ziehe jetzt fromm dein Schwerdt,
Und stofs' es in meine Brust!
Heile den Jammer, worin mich verstrickt
Deine verruchte Mutter.
O säh' ich sie liegen, gemartert
Also, also, wie mich sie verderbt hat!
Bruder des Zeus

---

wird, gewifs höher, als das erwähnte Gemählde reichen konnte.

Freundlicher Hades,
Schläfre, schläfre mich ein,
Schnellfliegenden Todes
Wegnehmend den Armen!

Chor.

Freundinnen, schaudernd hör' ich dieses Leid
Des Herrschers, welchen Mann wie schwer es drückt!

Herakles.

O der viel heifse Kämpf' und schreckliche
Mit Nacken ich und Händen schon bestand!
Und nie hat solchen mir die Frau des Zeus
Eurystheus nie, der Verhafste, auferlegt,
Als jetzt des Oineus tück'sche Tochter mir
Um meine Schultern dies gewebte Netz

Der Erinnyen gestrickt, das mich vernichtet!
Geklebt an meine Seiten hat es schon
Zernagt das Fleisch umher, und hauset nun
Im Marke, schlürft der Lungen Adern aus;
Schon sog es auf das heiſse Blut, mein Leib
Ist ganz verzehrt in dieser scheuſslichen
Umſesselung. Nie hat das Speer im Feld,
Nicht der Giganten erdgebohrnes Heer,
Der Ungeheuer Wuth, nicht Hellas, nicht
Barbarenland, so weit ich säubernd zog,
Mich je besiegt. Ein einzig schwaches Weib,
Ohn Männerkraft, erwürgt mich sonder Schwerdt!
O Sohn, o sey mir jetzt ein wahrer Sohn
Und ehre nicht der Mutter Namen mehr!

Mit eignen Händen führe sie herbey,
Gieb sie in meine Hand, auf daſs ich
wisse,
Ob mehr dich schmerzt der Anblick
meiner Quaal,
Als ihre, der mit Recht Gestraften,
Schmach.
Geh muthig, Kind, erbarme meiner dich
Des sehr Erbarmungswerthen, der ich
knirschend
Gleich einem Mädchen wein'; und nie-
mand hat
Von diesem Manne jemals das gesehn.
Denn ohne Seufzen trug ich alle Noth!
Doch nun erschein' ich ein Weib aus
solchem Mann!
Tritt nahe jetzt zu deinem Vater her
Und sieh, von welcher Plag' ich dieses
leide,
Denn zeigen will ich Alles unverhüllt!

Hier schauet alle meinen kranken Leib,
Mich Unglückseel'gen, wie bejammerns-
werth!
Ah, ah! Ich Armer! Weh, weh!
Es glühet auf des Giftes Krampf und
zuckt
Durch meine Eingeweyd' und ungeplagt
Läſst nimmer mich die schrecklich na-
gende Pest.
O nimm mich weg, Herrscher Aïs,
Triff mich o Strahl des Zeus!
O schleudre, Herrscher, schmettre dein
Geschoſs
Herab, o Vater, denn es nagt, es glüht
Es ras't von neuem auf! O Hände, Händ'
O Nacken, Brust, und ihr o meine
Schultern!
War't ihr es? ihr dieselben, welche
einst
Nemea's Raubthier, ihn der Hirten Plage,

Den Löwen, jenes wilde Ungethüm,
Mit Macht bezwungen; Lerna's Hyder,
und
Der Thiere zweygestaltet wildes Heer
Mit Rossetritt, unbänd'gen Frevelmuths;
Erymanthos Wild; den unterirrd'schen
Hund,
Dreyköpfig, Hades ungezähmtes Wunder,
Echidna's Brut; und den Hüter goldner
Frucht,
Den Drachen an der Erde fernster
Gränze?
Unzähl'ge Drangsaal' überstand ich noch,
Doch keiner stellt' um mich ein Siegs-
maal auf!
Und nun, gelähmt, zerfleischt von schlei-
chender Pest,
Bin elend ich verwüstet, ich genannt
Ein Sohn von edler Mutter, ich gerühmt
Erzeugter Zeus, der unter Sternen thront!

Dies aber wiſst, auch wenn ich nichts mehr bin,
Und nicht mehr gehn kann, welche dieses that,
Sie will ich dennoch strafen. Nahe sie,
Damit sie lern' und jedermann verkünde,
Daſs lebend ich und sterbend Böse züchtge! *)

---

*) Camerarius macht *Sophokles* über diese Darstellung des *Herakles* ein Compliment, das er eben so wenig verdient, als *Lessing's* Anschuldigung. Er meint, die wunderliche Laune, die Kranke gewöhnlich zu haben pflegen, sey hier sehr gut getroffen (morositatis totum hoc ἦθος, quae est maxime aegrotantium). Das heiſset nun eben nicht dem griechischen Heros groſse Ehre angethan! Und doch, da man auch in unsern Zeiten mehr die Alten zu modernisiren, als sich, wäre es auch nur auf einen Augen-

Chor.

O arme Hellas, welche Trauer wird
Dich füllen, bist du dieses Mann's beraubt!

---

blick, zu hellenisiren versteht, — vielleicht deutet man den Halbgott noch ärger! — Herakles beherrscht hier nicht sowohl der Schmerz, als das vermischte peinigende Gefühl seiner vorigen Gröfse und Stärke, seiner gelähmten Kraft, und der nichtswürdigen Plage, die ihn niederwirft, gegen die aller Muth und Stärke nichts hilft. Darob ergrimmt er; und was gerade beym Mächtigsten Zeichen des empörten Muths ist, wenn der Körper gebunden, er knirscht und weint, jedoch ohne ungebärdig zu seyn, denn das wäre todte Wuth. Eben so weint Aias im tiefen Gefühle seiner Schmach. (Aiac. Flagellif. 317.) und Patroklos in der Ilias aus Grimm über die Noth der Achaier. — Eben darum ist es auch

Doch währt auch diese Stimmung nur so lange, als sein Leiden dem Schick-

---

nicht feige, daſs er sich den Tod wünscht. Der griechische Heros, so lange er thätig widerstehn kann, kämpft ohne zu seufzen, wie Herakles sonst selbst that. Aber unthätig zu leiden für nichts und wider nichts, zudem auf eine so unwürdige Art (so denkt selbst Dëianeira) sich in christliche Geduld zu fassen, so erbaulich es für andächtige Seelen seyn mag, war für den kräftigen griechischen Heros, der nie passiv zu seyn gewohnt war, höchst langweilig. Deswegen denken die Helden in der Tragödie, sobald sie bey gehemmter Kraft unnütz und unwürdig gequält werden, gleich an den Tod, oft so menschlich und tief ergreifend. — Auch daſs er seinem Weibe flucht, wie Hyllos seiner Mutter, daſs er ihr ihre vermeinte Tücke lohnen will, wie sie's verdient, ist ganz natürlich. Man denke

saale angehört. Als Hyllos die Sache erzählt vom Tode der Mutter bis zu ihrem Ursprunge, Nessos, Arglist, da kehrt nach der ersten Aufwallung wunderbare Ruhe in seine Brust. Er wird sich jetzt

---

sich nur den Gewaltigen, der sonst die Erde von Frevlern säuberte, am Ende durch die tücksche *List* seines *Weibes*, wie er glaubt, selbst bezwungen. Das peinigt seine Seele am meisten. Und sein Schmerz bleibt nicht innerer Grimm und verhaltner Groll, er äußert sich als der offne Zorn des am tiefsten geschmähten Mannes. *Cicero* hat aus unzeitiger Schonung in seiner Uebersetzung im zweyten Buche der *Tusculanen* den v. 1069. ausgelassen; *Brunks* Ausdruck aber, male mulcato corpore poenas luentem, ist nicht sehr edel, und *quälen* wollte sie Herakles nun auch eben nicht, wie *Stollberg* meint.

seines unvermeidlichen Schicksaals bewuſst, und damit fest und bestimmt; denn nur die Ungewiſsheit machte ihn vorhin selbst ungewiſs und schwankend, und der Glaube, daſs er, der Mächtige nur von Weiberhand daniederliege. Jetzt aber klärt sich auf einmal alles auf. Er erinnert sich der alten Prophezeihung seines Vaters Zeus, daſs er von keinem der Lebenden, sondern von einem Bewohner des Hades sterben, die Bedeutung des dodonaiischen Götterspruches wird ihm hell, daſs er nach diesem überstandnen Kampfe Ruhe finden werde — diese Ruhe war der Tod! Jetzt hört die Macht des Schicksaals auf, und des Geistes Freyheit triumphirt.

Nun, da er weiſs, daſs er das Wesen selbst gegen sich habe, dessen Verwalter auch nur sein Vater ist, nun bricht

er dessen Gewalt durch eigne Kraft, erhebt sich über dasselbe, entreiſst ihm die Begebenheit und macht sie zur Handlung. Aus leichter Brust gehn ihm jetzt groſse Entschlüsse hervor, keine Klage tönt mehr; und der Göttersohn, den wir um so mehr bewundern, da wir ihn so menschlich leiden sahn, tritt vor uns mit all seiner Stärke. Hoch auf des Oita Gipfel, dem heiligen Berge seines Vaters Zeus, den Wolken nahe, soll ihm sein Sohn einen Scheiterhaufen bauen, daſs sein Geist frey zum Olympos emporwalle. Fern, noch über das Leben, oder seinen Vater zu murren, vereinigt er die getrennten Elemente noch im Leben, durch Verbindung seines Sohnes mit der Jole. Seiner würdig und besonnen will er sterben, ehe

die Wuth ihn wieder ergreift und in fester Haltung wird er fortgetragen.

Nun wohlan! eh wieder dich aufreizt
Diese Krankheit, o feste Seele,
Ein Gebiſs leg' an gehärtet wie Stein,
Und bezwing das Geschrey! denn erwünscht auch
Ist am End' ein unwilliges Werk!

Schon dies ist genug um den Anblick des Leidens weit aus den Augen zu rücken und die höhere *Kraft* des Geistes zu wecken, und so weit reichte vielleicht der *Herakles*, dessen *Plinius* gedenkt. Aber selbst von hier kann sich das Gemüth noch höher heben, es kann die noch erbitterte Stimmung sich auflösen, welche Hyllos der Jüngling, eines solchen Vaters, solcher Mutter zugleich beraubt, äuſsert, wenn man nur den Dichter dahin verfolgt, wo auch

erst der vollständige Eindruck der *Trachinierinnen* vollendet wird.

Denn den Scheiterhaufen des Herakles zündete an Philoktetes, des Poias Sohn, welchem der Heros seine Pfeile und Bogen dafür zum Lohne gab. Durch diese aber sollte, nach der Götter Rathe, die hohe Ilion fallen, und schon hatte zehn Jahre lang der Griechen Heer sie belagert, als der gefangne Seher Helenos ihnen dies verkündigte. Jetzt sandten sie Odysseus und Neoptolemos, den verschmähten Philoktetes von der Insel Lemnos zu holen, wo er auf dem Zuge nach Ilion von Odysseus war ausgesetzt worden, weil ein häſsliches Geschwür vom Schlangenbisse ihn plagte, und das ganze Heer sein Geschrey beunruhigte. Alle diese zehn Jahre hin-

durch hatte er ein klägliches, einsames und schmerzhaftes Leben geführt.

Der *Philoktetes auf Lemnos* stellt diese Sendung dar. Schon hat in ihm Philoktetes, erbittert gegen die Griechen, den unbefangnen jungen Neoptolemos beredet, ihn nicht nach Troas, sondern nach seinem Vaterlande Meliboia zu bringen, schon sind sie bereit, zu gehen; und Philoktetetes will mit einem Kusse des Abschieds *die Insel* seines einsamen Aufenthalts begrüſsen, nach griechischer Weise — siehe da erscheint aus den Wolken der Herr des Bogens, dessen Geist noch auf ihm ruht, und jetzt aufs Neue Troia zerstöhren soll, welches schon einmal ihm gefallen war, und dessen Beute noch glorreich seinen Scheiterhaufen schmücken wird, es erscheint der *vergötterte Herakles*, der

oben auf des Oita Spitze zu den Göttern sich erhob, den wir im tiefsten Leiden erblickten, den wir bewunderten, als er es besiegte; nun erheben wir uns wie er, der durch's Leiden zur Herrlichkeit einging.

Nicht scheide eher, du habest denn
Unsere Rede gehört, Sohn des Poias!
Wisse Herakles Stimme
Vernimmst du, schauest sein Antlitz!
Dir zu Liebe komm' ich der Götter
Sitze verlassend,
Zeus Rath dir zu verkünden,
Den Weg zu wehren, so du bereitest;
Du aber vernimm meine Worte!
Vor allen red' ich dir mein eig'nes Loos,
Wie grosse Drangsaal' ich bekämpfend mir
Unsterblichkeit gewonnen, wie du siehst.

Auch dir, so glaube, frommt es, dies zu leiden,
Daſs nach dem Leiden Ruhm dein Leben krönt!
Ziehst du mit diesem Mann gen Ilion,
Des schweren Übels wirst du gleich erlös't,
Und in dem Heer der Erst' ob deines Muths,
Wirst du den Paris, alles Unheils Schuld,
Durch mein Geschoſs erlegen, Ilion
Zerstöhren, und des Sieges besten Preis
Im Heer gewinnend die Beute nach der Heymath,
Zum Vater Poias, zu der Vaterflur
Des Oita senden. Welche Beute du
Vom Heer empfängst, als meines Bogens Denkmaal
Zu meinem Scheiterhaufen trage sie!
Auch dir, Achilleus Sohn, entbiet' ich dies:

Denn weder du ohn' ihn vermagst die Stadt
Zu nehmen, weder dieser ohne dich!
Gleich zween verbundnen Leuen schützet euch,
Er dich, du ihn. Ich aber send' alsbald
Asklepios gen Ilion, deine Pein
Zu tilgen. Denn zum zweyten Male soll
Sie meinem Bogen fallen. Doch bedenkt
Wenn ihr sie stürzt, die Götter fromm zu ehren;
Dem gleich hält nichts von Allem Vater Zeus!
Denn nicht Religion stirbt mit den Menschen;
Sie leben oder sterben jene bleibt!

Das giefst wieder vollen Muth und Kraft in die Brust, und trägt ahnend über das Leben und alles Leiden die Seele empor.

Im *Philoktetes auf Lemnos* vereinigen sich die mannigfaltigsten Beziehungen, die ihm, so schätzbar er ohnehin ist, doch erst seine wahre Bedeutung geben. In Verbindung mit der troischen Pragmatie, welche einen grofsen Theil der sophokleischen Stücke ausmachte, enthält er die Gewinnung des verhängnifsvollen Werkzeuges, dem Ilion sinken soll, und zugleich auf die herakleische Pragmatie bezogen, die Vollendung der *schweren* Schicksaale des Herakles. Als einzelnes Stück stellt er die Auflösung eines langen zehnjährigen herben Leidens dar. Aber auch hiebey blieb der Dichter nicht stehn, dafs Philoktetes nun mit der Welt wieder ausgesöhnt wurde und freudig gen Ilion zog. Des Halbgottes Weifsagung mufste Erfolg haben, auf den Jammer mufste desto höhere Freu-

de folgen, und diese neue Glorie strahlte hell im *Philoktetes vor Troia*, der uns leider verlohren ist!

Mit diesem Allen habe ich nun keineswegs behaupten wollen, daſs jede der alten Tragödien so betrachtet werden müsse, oder in diese Verbindung gesetzt werden könnn. Auch will ich es gar nicht bergen, daſs *Aristoteles*, der schon um der Philosophie willen den *Euripides* lieber gewann, ihn lobt, weil die meisten seiner Tragödien einen traurigen Ausgang haben, und diese vor den andern, die sich fröhlich endigen, billigt. Er hatte nur die Ansicht der einzelnen Stücke gefaſst, die sich freudig schlossen und diese bekamen allerdings erst Werth durch die Verbindung mit andern, die groſses Unglück darstellten. Daſs er aber diese Ansicht hatte, ist nicht zu verwundern

und darf uns nicht irre machen: Er muſs überhaupt mit Kritik und Behutsamkeit gelesen und verstanden werden, so viel Vortreffliches er sonst enthält. Denn von den Dichtern selbst konnte er gewiſs wenig Aufschluſs erhalten, die nach dem platonischen *Sokrates* als ächt Begeisterte wohl viel Schönes sagten, aber von nichts, das sie gesagt hatten, Rechenschaft zu geben wuſsten, so daſs fast jeder Andre besser über *ihre* eignen Werke sprach, als sie selbst.

Auch kann das Gesagte nicht schon als voller Beweis gelten; denn alle die Untersuchungen anzustellen, welche dazu gehören, ist hier der Ort nicht. Das alte Drama ist vielumfassend und hier sollte nur sein höchster Gipfel angedeutet werden. Von diesem aus erscheint uns die Tragödie, als *eine groſse Dis-*

sonanz des Lebens, aus ihm herausgegriffen und in höhere Harmonie aufgelös't. Sie giebt uns eine idealistische Stimmung und versetzt uns dahin, wo der Mensch überhaupt zu Hause seyn, von wo aus er das Leben bilden sollte. Es keimt in ihr auf dem Teppich der Freude eine bangahnende Cypresse, und durch das tiefe Grauen der Nacht leuchtet oft wie ein lieber Stern ein Blick der Jugend und heiterer Tage. *) Und zuletzt finden wir uns in einem Garten, wo Myrthen und Rosen blühn neben Cypressen, den wir wohlgemuth durchwandeln, dessen Blumen in unsern Kränzen erst schön und bedeutungsvoll werden.

---

*) Denn Rückerinnerungen sind in der alten Tragödie eben so einheimisch, wie Ahnungen.

Hiernächst können wir nun Einiges von der äuſsern Form des *Wallensteins* reden. Die ganze Handlung ist durch drey Stücke fortgeführt, und diese Form scheint beym ersten Anblicke antik. Das erste, *Wallensteins Lager*, ist ein Gemählde von der Stimmung des Heeres, dieses kleinen militärischen Reiches in welchem der Herzog unumschränkt gebot. *Die Piccolomini* stellen als Theil des Ganzen die Verkettung der Umstände dar, durch welche Friedland unwiderstehlich zu dem Entschlusse fortgerissen wird, vom Kaiser abzufallen; als Drama für sich entwickeln sie die Verhältnisse der Piccolomini zum wallensteinischen Hause — des ältern, auf welchem der Ausgang beruht, der den Knoten schürzt, welcher des Herzogs Schicksaal fest zusammenzieht — des

jüngern, der mit den zartesten Banden kaum an dasselbe geknüpft, gewaltsam davon losgerissen wird — und beyder zu einander. In *Wallensteins Tode* erscheint das Ziel aller dieser Vorbereitungen, die tragische Katastrophe tritt hier erst ein.

Das erste dieser Stücke ist ganz zufällig, die eigentliche Handlung läſst sich auch ohne dasselbe verstehn. Schon dadurch wird die *Trilogie* zerstöhrt, welche innern organischen Zusammenhang haben muſs. Das zweyte ist zwar unentbehrlich, um das Ganze einzusehn, *Wallensteins Tod* wird nur durch dasselbe verständlich. Es macht uns mit der ersten Quelle der That, mit dem Zusammengreifen aller der Triebwerke bekannt, durch welche der Ausgang nothwendig erfolgte. Aber eben darum ist

es auch nur *vorbereitend*, hat keine Selbsständigkeit der Handlung, es wird erst durch *Wallensteins Tod* bedeutend und fruchtbar.

Anders verhält es sich mit den Folgen der alten Stücke. Jedes einzelne derselben stellt eine abgeschloſsne, ihren eignen Ausgang und Ende erreichende Handlung dar, die in sich selbst sich erklärt und ausbildet, die man gar wohl als ein Ganzes für sich allein nehmen kann, welche aber erst vollständig in der Vereinigung mit mehreren, auf welche ihre einzelnen Theile hinweisen, gefaſst wird. Die Folge, durch welche *Aischylos* die Begebenheiten der *Labdakiden* bis zu den *Epigonen* herab, *Sophokles* die Geschichte der *Helena* leitete, und alles oben Entwickelte, bestätigen dies zur Genüge.

Die Alten bedurften dieser Art von Vorbereitung nicht. Ihre Tragödien heben an bey der scharfen Gränze der Handlung, die sich in ihnen entfaltet, und ruhen auf ihrem eigenthümlichen Postumente. Was nemlich zum Verständnisse derselben nöthig war, wurde (wie auf einer Basis mit Basreliefs, die auf die Gruppe, welche sie tragen, Bezug haben) in den *Prologen* beygebracht, die sich, bald mehr bald minder mit der eigentlichen Tragödie zusammenhängend bey den uns bekannten alten Tragikern finden. *Euripides* schneidet sie nur zu scharf ab, markirt sie genau, und macht sie zu verziert, indem er bald die ganze Reihe der vorhergehenden Begebenheiten, bald den ganzen Erfolg, bald beydes, in ihnen ausführt, und mit einer Menge weiser Sprüche durchwebt.

In diesen Prologen setzen die Dichter den Zuschauer auf den Standpunct, von welchem aus er weiter den Bildenden folgen kann. Denn obgleich der Athener in der Geschichte der alten Heroën, deren Abkömmling er selbst war, nicht fremd seyn konnte, so bedurfte es doch wohl noch einer Einführung in den tragischen Zusammenhang derselben, wohin vielleicht *Aristoteles* Ausspruch zielt: „Denn auch das Bekannte *ist nur* Wenigen bekannt!"

Ein solcher Prolog, worin der Zuschauer durch eine sehr ausführliche Exposition mit dem bekannt gemacht wird, was ihm zu wissen nöthig ist, ist der gröſste Theil der *Piccolomini.* Die Haupthandlung ist in *Wallensteins Tode,* und das Ganze zwischen ihm und *den Piccolomini* getheilt. Denn bey

dem ersten Schritte Friedlands im astrologischen Thurme hebt die eigentliche Tragödie erst an, von da setzt sich alles in Bewegung. Vielleicht wären deswegen beyde Stücke, da ihre Trennung nur zufällig ist, nicht durch eine absolut für sich abgeschloſsne Begebenheit nothwendig gemacht wird, besser zu *einem* verschmolzen, das die ganze Handlung ungetheilt enthielte. Es würde sich groſs und würdig im astrologischen Thurme eröffnen, welches zugleich der schicklichste Ort wäre, alles zum Verständnisse von des Herzogs Unternehmen Nöthige ohne Zwang und Unwahrscheinlichkeit darzulegen. Und eben so lieſse sich dem gegenüber die Wirksamkeit des ältern Piccolomini in der Scene mit Buttler und Isolan, und die Ein-

sicht in das Verhältnifs des Jüngern in der gleichfolgenden mit seinem Vater eröffnen. Vieles könnte, wenn der Dichter manche schöne Sprüche und Bilder der Kunst aufopfern wollte, zusammengezogen werden, und die drey Stücke, die man ohnehin nicht als eine Trilogie betrachten kann, würden eine verhältnifsmäfsige Tragödie voll raschen Lebens und Thätigkeit, ohne alles Überflüssige, in gemäfsigter Fülle, ausmachen.

Die Vergleichung des *Wallenstein* mit den Alten liefse sich noch weit fortsetzen, bis auf Ausdruck und Bilder. Ich begnüge mich mit dem, was ihn als Kunstwerk, und zwar als *bestimmtes tragisches*, betrifft, und will nur noch dies Einzige berühren.

Obgleich es, vornemlich in den spätern Zeiten der Tragödie, auch in Athen Theaterpartheyen gab, und die Dichter sich nach den Launen und dem Beyfalle des Publicums zu richten anfingen (wie wir aus *Aristoteles*, *Gellius* u. a. wissen) so war sie doch in den besten Zeiten viel zu sehr ihrer Würde sich bewufst, als sich irgend einen andern Zweck vorzusetzen aufser ihr selbst. Ihre Vortrefflichkeit war es allein, wodurch sie siegen wollte und konnte. Nur ein Mittel gebraucht sie zuweilen, auch aufserdem das athenische Volk zu begeistern, das ihr wohl ansteht, weil es grofs und würdig ist. Der alte Athener kannte nicht den modernen Kosmopolitismus, er liebte entschieden sein Vaterland; aber es war ihm auch eine Welt, und allenthalben öffnete sich ihm

der freye Blick in's Universum. Jeder durch diese Liebe erregte Enthusiasmus hat darum eine Gröſse und Erhabenheit, die sich vergebens unter andern Bedingungen erwarten läſst. Diese nun berühren die Tragiker wohl, um die Bürger zu gewinnen. Die uralte gefeyerte Würde der groſsen Athen, die schon von Göttern und Heroën geachtet, und durch Orakelsprüche grauer Zeiten zum Lieblingssitze der Olympier, zur Krone von Hellas, erkohren war, gab den Tragödien in den Augen der Bürger einen höhern Werth und bereitete ihnen eine liebevollere Aufnahme, zumal wenn jene in Beziehungen auf gegenwärtige Zeitumstände gesetzt werden konnten, wie bey mehreren der Fall ist.

Der Dichter des *Wallenstein* hat etwas Ähnliches, wenn auch nicht in

derselben Absicht, und mehr liebens-würdig als bedeutend, versucht. Denn wo ist eine Stadt, ein Volk — — dem man noch so schmeicheln könnte? Hier geben solche Züge, wie die Erwähnung der Fürstenthümer, die sich an der Saale bilden, das Vivat, welches dem Herzog Bernhard gebracht wird, nur angenehme individuelle Beziehungen.

Aber der Patriotismus des Deutschen wird doch angeregt, durch die Gestalt, welche der kräftige Stoff aus der wichtigsten Periode seiner Geschichte, womit das goldne Zeitalter der Deutschheit ganz und gar seine Endschaft erreichte, unter Berührung der dichterischen Phantasie gewonnen hat. In den Begebenheiten der deutschen Fürstenhäuser liegt noch reichliche Materie zu ächten Tragödien, die nur auf schöpfe-

rische Erwärmung wartet, um sich zu beleben.

Die Natur und Anzahl der griechischen Gedichte hatte auch wohl nicht in der todten Materie ihren Grund, nicht darin, daſs sie dem Griechen gleichsam zuwuchsen, die ganze Geschichte schon in sich selbst ein Gedicht war. Geschichte ist überhaupt nicht, unabhängig von dem Gemüthe eines Zuschauenden, und nur wenn dieser ein *Dichter* ist, wird sie selbst ein Gedicht. Sie entspringt erst in der Seele des Vorstellenden, wird demnach immer das Gepräge seines Geistes tragen, sich reihen in der Ordnung und Verbindung, welche dieser ihr giebt, und sich bilden nach der Ansicht, welche er selbst davon nimmt.

Also war auch auſser und unabhängig von dem alten Griechen seine Ge-

schichte nicht dies schöne Gedicht, dies zusammenhängende Kunstwerk; in seiner Seele wurde es erst dazu, in ihr lag auch die Verkettung der Nothwendigkeit und das Schicksaal, das über seinen Heroëngeschlechten waltete. Aber in dem Augenblicke, wo der alte Barde sie auffaſste, goſs er die Farbe seines Geistes darüber, und spätere Geschichtschreiber konnten sie dann freylich nicht anders erzählen, weil sie dieselben ja von ihm nur, also schon mit seinem Kleide angethan, erhalten hatten. Er nur gab den todten Factis Leben und verwandelte das Bedeutungslose in Bedeutungsvolles. Denn er fühlte lebendig das Göttliche in sich, und mit diesem regen feurigen Gefühle wob er seine Welt, sein Eigenthum strömte hinaus in Alles, was er mit Liebe sich

aneignete, und sein innigstes Leben glühte aus Allem ihm entgegen. Diesen reizbaren vom Geiste belebten Sinn denke man sich nun durch ein ganzes Volk ausgebreitet, und man wird leicht begreifen, wie es schnell seine ganze Geschichte in ein Gedicht verwandeln konnte.

Denn nun trug der Grieche nicht bloſs seine Ansicht als Beschauer in die Begebenheiten hinein, sondern er ging selbst mit ihr und mit festem Glauben ins Leben. Sie begleitete ihn bey seinen Thaten, sie begeisterte seine Gesänge, und so entsprang alles aus seiner Brust mit höherm Sinne ausgestattet, darum auch mit regerem Leben, tieferer Bedeutung und kräftiger zur Beschauung. All der Zusammenhang in den tragischen Begebenheiten ist also

nur durch die Ansicht des Volks und der Dichter entstanden, hängt ihnen nicht an abgetrennt von derselben. Denn kahl, todt und leer mögten sie jedem Andern erscheinen.

Und warum findet sich doch nicht das Nemliche in den grofsen Begebenheiten der römischen Geschichte? Allerdings hätte es auch da nicht an tragischem Stoffe gemangelt. Allein der ganze Sinn des Volks war anders, roh und stark, eckig, stolz und arbeitsam. Es gofs nicht den zarten Hauch über seine Werke und Umgebung, den unter den Augen des Griechen alles annahm.

Wie würde vielleicht im Gemüthe des Hellenen der alte Romulus und Remus, der Zweykampf und Schwestermord des Horatius, wie die verketteten Schicksaale des tarquinischen Geschlechts,

das sich erhob, wie eins der griechischen, im Strahle des Glücks, und wie eins derselben tief sank, ein Opfer der Rachegöttin, wie würden diese im Griechen sich gestaltet haben! — In dunkler Ferne entsprofs es aus dem Boden der geweihten Hellas, und als es in Rom einzog verkündigten ihm schon seine Gröfse die Zeichen des Jupiter und des königlichen Adlers, und Tanaquil sah sie im *Geiste*. *Tarquinius* erhob sein Ehrgeiz und der Götter Rath, die sein Geschlecht den Sterblichen in Herrlichkeit und in Jammer zeigen, und ihre ewige Kraft und über Alles erhabne Macht in ihm kund thun wollten, auf den Thron, von welchem er Ancus Söhne verdrängte, und sein Glanz erfüllte die Stadt. Er wurde vermessen, erhob sich über die Religion und die

Götter, spottete ihres Sehers, und das Zeichen desselben warnte ihn. Doch wuchs er noch immer stattlich, denn die Götter wollten ihn jählings stürzen. Er unterfing ungeheure Werke und auf seinen Wink erhob sich zuerst die Burg des römischen Volks, dem Jupiter durch den Menschenschädel ein eben so kräftiges Zeichen gab, als Athen je empfing. Alles ist voll von Göttern, und noch wirken sie an dem einen Wunder, als sie schon im Verborgnen ein neues bereiten. Sie heben aus dem Dunkel der Armuth ein unscheinbares Kind, und den Pallast erfüllet der Glanz des schlafenden Servius. In diesem mystischen Weben nähert sich der Tag des Zorns und der Rache. Tarquinius fällt vom Throne, den er mit Ungerechtigkeit besetzen, durch die Anschläge derer, wel-

mit ihm sein
hochherziges
nd ein Fremd-
n Rom. Aber
in Boden des
Sicherheit kein
rquinius durch
so steht Ser-
rein, aber mit
die wieder den
entwandt war.
that verdrängt,
h neuen Raub
ksaal hat freye
den guten Ser-
ureden der Ta-
nd verstrickt ihn
- und Weiber-
Dolch und Gift
ndlich sinkt er

selbst, wiewohl unschuldig und fromm, von der Hand des Sohns seines Vorgängers und seine eigne Tochter schmäht seinen Leichnam — ein Fall der schrecklich und so tragisch ist, als irgend ein griechischer! Sein Mörder Tarquinius hebt sich auf den Thron, der nun einmal von Blute schlüpfrig und den Menschen ein Zeichen gesetzt ist. Unbeschränkt ist sein Übermuth durch göttliche Verblendung, die alten römischen Geschlechter beugt er in den Staub, und gerade als er auf's Höchste getrieben ist, sein Sohn aller Menschenrechte und der Götter spottet, giebt Lucretia, die als unschuldiges Opfer des Schicksaals fällt, das Zeichen; im Augenblicke, wo er trotzt auf seine Macht, zerstiebt sie, und er wandelt einsam ein armer Verbannter. Noch locken ihn die

Götter durch trügliche Gestalten der Hülfe, denn sie wollen ihn ganz vertilgen, bis sein Geschlecht wieder verschwindet zu Tarquinii, von wo es nach Rom kam. Rom ist entsündigt; aber nie soll, durch einen Spruch der sibyllinischen Orakel, der Thron wieder errichtet werden, der so viel Ruchlosigkeit brütete. Rom soll frey, nur von Göttern und Gesetzen regiert, unter ihrem Schutze groſs und die Herrscherin der Welt werden.

Aus diesem Stoffe lieſse sich vielleicht eine antike Trilogie bilden, *Tarquinius, Servius* und *Brutus*. Und eben so wird es nur auf Dichter ankommen, auch die deutsche Geschichte dichterischer und fruchtbarer zu machen.

S. 57. Z. 5. lese man statt *Geiste*, *Kelche*.

